

Hadamarer Anzeiger



(Lokalblatt für den Amtsgerichtsbezirk Hadamar und Umgegend).

35. Sonntag den 30. August 1914. 16. Jahrgang.

Der „Hadamarer Anzeiger“ erscheint Sonntags in Verbindung mit einer fünftägigen Sonntagsbeilage und kostet pro Monat für Stadtabonnenten 30 Pfennige, incl. Porto. Die Beilage kostet 10 Pfennige. Man abonniert bei der Expedition, auswärts bei den Landbriefträgern oder bei der nächst gelegenen Postanstalt. Inzerate die 4gepost-Warmond-Beile 12 Pf. bei Wiederholung entsprechenden Rabatt.

Redaktion Druck und Verlag von Joh. Wilhelm Hörter, Hadamar.

Bekanntmachung.

Kontrollversammlungen

Mannschaften des ausgebildeten Landsturms II. Aufgebots.

Für die ausgebildeten Mannschaften des Landsturms II. Aufgebots werden hiermit Kontrollversammlungen angesetzt. Es haben alle bis nicht eingestellten ausgebildeten Mannschaften des Landsturms II. Aufgebots zu erscheinen, sind alle diejenigen, die aus der Landwehr Aufgebots zum Landsturm übergetreten sind das 45. Lebensjahr noch nicht vollendet ha-

berzu gehören auch die geübten Ersatzreserven einschließlich derjenigen, die nur kurze Zeit im Landwehrdienst gewesen sind.

Alle Militäropapiere sind mitzubringen.

Wer durch Krankheit verhindert ist an der Kontrollversammlung teilzunehmen, hat seinen Militärpaß mit einem ärztlichen Attest oder polizeilicher Bescheinigung über die Wegeunfähigkeit durch einen anderen dem Bezirksfeldwebel vorlegen zu lassen.

Die Mannschaften werden darauf aufmerksam gemacht, daß sie unter den Kriegsgesetzen stehen und die Nichtbefolgungen dieses Befehls strenge Bestrafung zur Folge hat.

Es wird noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß alle vorbezeichneten Mannschaften an den Tagen der Kontrollversammlung ab in regelmäßiger militärischer Kontrolle stehen und sich wie Mannschaften des Beurlaubtenstandes anzustellen haben.

Hadamar, den 22. August 1914.

Königliches Bezirkskommando.
Stein.

Die Kontrollversammlungen finden wie folgt statt:
Zu Hadamar am Montag, den 31. August 1914, vormittags 8 Uhr, im Gasthaus Duchscherer

für die Orte Hadamar, Ahlbach, Faulbach, Ralmeneich, Niederhadamar, Niederweyer, Niederzeuzheim, Oberweyer, und Oberzeuzheim.

Nachmittags 2 Uhr ebendasselbst

für die Orte Dorchheim, Dorndorf, Ellar, Frickhofen, Fuffingen, Hangenmeilingen, Hausen, Hauchelheim, Hintermeilingen, Lahr, Langendernbach, Mühlbach, Steinbach, Thalheim, Waldmannshausen und Wilsenroth.

Zu Limburg Turnhalle, am Dienstag, den 1. September 1914, vormittags 8 Uhr

für die Orte Dehrn, Dietkirchen, Elz, Eichhofen, Lindenholzhausen, Linter, Mensfelden Mühlen, Offheim und Staffel.

Nachmittags 2 Uhr ebendasselbst

für die Mannschaften der Stadt Limburg.

Zu Niederselters Gastwirtschaft Urban, am Mittwoch, den 2. September 1914, vormittags 8,30 Uhr

für die Orte Samberg, Dauborn, Eisenbach, Erbach, Nauheim, Neesbach, Niederbrechen, Niederselters, Oberbrechen und Oberselters.

Nachmittags 1 Uhr daselbst

für die Orte Dombach, Heringen, Kirberg Dühren, Schwidershausen, Werschan und Würges.

Wird veröffentlicht.

Die Herren Bürgermeister des Kreises haben vorstehende Bekanntmachung wiederholt auf ortsübliche Weise in ihren Gemeinden veröffentlicht zu lassen.

Limburg, den 22. August 1914.

Der Landrat.

Bekanntmachung.

Junge Leute, die das wehrpflichtige Alter, — das vollendete 17. Lebensjahr — noch nicht erreicht haben, haben bei etwaiger Meldung als

Kriegs-Freiwilliger zwar kein Recht auf Einstellung, können aber, da gesetzliche Bestimmungen nicht entgegen stehen, dennoch eingestellt werden, wenn ihre unbedingte Tauglichkeit festgestellt wird.

Bei der Meldung ist mitzubringen:

Die Einwilligung des gesetzlichen Vertreters — der Eltern oder des Vormundes — und ein obrigkeitliches Führungszeugnis.

Frankfurt a. M., den 13. August 1914.

12. Mob.-Tag

Stellvertretendes General-Kommando
XVIII. Armee-Korps.

Der Krieg.

Krieg und Frieden in Belgien.

Der weitaus größere Teil des Königreichs Belgien wird von den deutschen Truppen bereits derart beherrscht, daß mit einem ernstlichen Widerstande im offenen Felde, auf belgischem Boden, kaum noch zu rechnen ist. Welche Truppenmassen im Schutze der Festungsmauern von Antwerpen etwa noch versammelt sind, ist unbekannt, sie können uns keinesfalls daran hindern, die nunmehr freigemachten Einmarschlinien nach Frankreich voll auszunützen. Gegen einen Flankenangriff sind wir nach der Eroberung Lüttichs und nach Bezwingung der Festung Namur und des auf dem Wege dahin gelegenen Speersforts Huy ausreichend gesichert. Nun geht es mit erhöhter Zuversicht und frischem Tatendrang ins Franzosenland hinein, auf Wegen die in ihren Verlängerungen die Richtung gegen Paris haben. Die Erfolge der deutschen Waffen sind überwältigend und zu augenfällig, um durch die kläglich entstellten Berichte der lügnerischen Phrasenreue auf der Gegenseite umgebracht zu werden. Die französische Regierung hat allmählich eingesehen, daß sie die peinlichen Wahrheiten nicht dauernd verschweigen kann, und rückt daher jetzt mit Geständnissen hervor, die zwar den ganzen Umfang

Die schöne Aruscha.

Roman von D. Elster.

Man brauchte nicht lange auf den Anbruch des Tages zu warten.

Der Raum hatte man sich durch einen kurzen Schlaf gestärkt, als der Morgen mit goldigem Licht die Welt erfüllte und neuen Mut und neue Hoffnung selbst in die ängstlichen Herzen der Südländer senkte. Mit dem Tage waren aber auch die Massai wieder. In dem prächtigen, die Gegend umgebenen Hochwald kroch es sich hinter jedem Baum, hinter jedem Felsblock, und in der Ferne sah man dann und wann eines dieser wilden Krieger vorbeiziehen.

Bernhard war sehr begierig, die Massaikrieger in der Nähe zu sehen, die er bislang nur in der Entfernung oder in der Aufregung des Kampfes erblickt hatte. Die Massai unterscheiden sich ja in mancher Beziehung von der Negervölkerung des inneren Afrikas. Sie haben eine weit hellere Hautfarbe als die Neger, durch die nicht die eingedrückte Nase und die dicken Lippen, und ihre körperliche Entwicklung ist schlanker und edler, als diejenige der schwarzen Negervölker. Das Massai Volk scheint aus Nordamerika eingewandert zu sein und zeigt so es sich mit den Rassen der Vermischung einen arabisch-mongolischen Charakter. Die Massai und ächtesten Massai wohnen zwischen

dem Kilimandscharo und dem Keniagebirge, während sie sich je näher der Küste zu desto mehr mit den Negern vermischt haben. Sie sind ein kriegerisches Volk und zu Raub- und Kriegszügen stets geneigt, doch fehlt ihnen auch nicht eine gewisse Ritterlichkeit und Höflichkeit im Umgang mit Fremden, welche Eigenschaften sie vorteilhaft von den meisten Negerstämmen des inneren Afrikas auszeichnen.

So sah denn Bernhard mit großem Interesse einer friedlichen Begegnung mit den gefürchteten Massaikriegern entgegen. Sein Forschergeist als Gelehrter erwachte wieder und er nahm sich vor, auf alle Weite zu versuchen, die Freundschaft der wilden Krieger zu gewinnen.

Zimmer enger umkreisten inzwischen die Massai den Lagerplatz Bernhard's. Um auf alle Eventualitäten gefaßt zu sein, ließ Bernhard seine Leute in Reih' und Glied antreten, das Gewehr bei Fuß, bereit, inden Angriff durch eine Salve aus den Flinten abzuwehren. Er selbst trat mit Jussuf und Namassan vor die Front seiner Leute, in den Händen Grasbündel haltend zum Zeichen der friedlichen Gesinnung.

In einiger Entfernung sammelten sich die Massai zu einem großen Kreis, scheinbar um ein „Schauri“ zu halten. Es mochten ihrer etwa hundertfünfzig bis zweihundert Krieger sein, unter ihnen prächtige, sehnige, hochgewachsene Gestalten, die in dem vollen Kriegsschmuck einen wildschönen Anblick gewährten. Alle Krieger trugen einen mächtigen Speer mit langer schaufelförmiger, in der Sonne glänzender Spitze

und einen großen Schild aus Rindsfell, der mit bunten Farben wappenartig bemalt war. Die Gesichter und die nackten Körper waren ebenfalls mit grellen Farben gemalt oder tätowiert. Um das Haupt trugen die Hauptlinge einen Kranz bunter Federn, auf den Schultern einen kleinen Mantel aus dem farbigen Fell des Calabusaffen, manche von ihnen noch einen Mantel aus blutrotem Zeug. Die Hüften umschlang ein breiter, buntsfarbiger Gürtel, indem das breite, dolchartige Messer und der Streitkolben steckte. Hände und Füße, Arm- und Bein-gelenke waren mit bunten Felleinlagen, Feder oder klirrenden Metallspangen geziert.

Bernhard winkte ihnen mit dem Grasbündel zu, näher zu kommen und rief ihnen die Begrüßungsworte: „Schore! Schore!“ (Freunde Freunde!) zu. Der Hauptling der Massai, eine hochgewachsene Gestalt, über und über bunt tätowiert, rief seinen Krieger einige Worte zu; sofort hockten sich diese in zwei Gliedern formiert nieder, indem sie die Speere vor sich in die Erde steckten und die Schilde dagegen lehnten, so daß sie selbst fast ganz von den großen Schildern verborgen wurden. Der Hauptling mit drei anderen Befehlshabern, die in gleicher Weise wie er selbst geschmückt waren, schritt in würdevoller Haltung auf Bernhard zu, ebenfalls ein Bündel Gras in der Hand haltend.

Er begrüßte Bernhard förmlich und gemessen, dann stellte er den Speer in die Erde und lehnte den Schild dagegen. Seine Begleiter ahmten ihm nach und hockten sich dann neben ihren

ihrer bisherigen Niederlagen noch nicht enthüllen
n dem jedoch, was sie schon zugeben, das siegreiche
Vordringen der Deutschen bestätigen. Es
wird sogar zugegeben, daß die Franzosen außer-
ordentlich schwere Verluste erlitten haben, wobei
auch die englischen Stützkräfte mehrfach erwähnt
werden. Die Waffenbrüder können demnach über
ihren Anteil an den Niederlagen sich näher aus-
einandersetzen.

Nach der in Paris ausgegebenen Erklärung sind
die „westlich der Maas“ vorrückenden zwei fran-
zösischen Armeekorps unter tätiger Mitwirkung,
preussischer Garderegimenter zurückgeworfen wor-
den. Auf welche Schlachten hierbei Bezug ge-
nommen wird, ist nicht ersichtlich, läßt sich auch
aus den vorliegenden deutschen Meldungen nicht
entnehmen. Wahrscheinlich haben diese den bel-
gischen Boden säubernde Gefechte in der Schelbe-
gend zwischen Brüssel — Gent — Lille statt-
gefunden. Hierzu würde die weitere Mitteilung
stimmen, daß deutsche Kavallerie in das Gelände
zwischen Ronbaix und Tourcoing, also in den
Aufmarschplan vor der französischen Festung Lille
eingedrungen wären.

Sehr kurz wird erwähnt, daß die Vorwärtsbe-
wegung der Franzosen fehlgeschlagen ist. Auch
hier hat der Rückzug angetreten werden müssen.
Aus deutschen Quellen wissen wir, daß deutsche
Truppen nach Vertreibung der entgegengestellten
Kräfte, vor allem auch einer englischen Kaval-
leriebrigade, bei Maubeuge die französische Gren-
ze erreicht und gegenwärtig wohl überschritten
haben. Zugegeben wird also der begonnene Vor-
marsch zweier deutschen Armeen aus dem nord-
westlichen und mittleren Teile Belgiens gegen die
französischen Grenzbefestigungen. Mit Stillstehen
wird in der französischen Auslassung die siegrei-
che Schlacht des Herzogs Albrecht von Würt-
temberg übergegangen, der aus dem an Luxemburg
grenzenden südlichen Teile Belgiens, in der Um-
gegend von Neufchateau, die dort eingedrungenen
französischen Truppen über den Grenzfluß Se-
mois zurückgetrieben hat. Man begnügt sich mit
der lakonischen Meldung, daß englische und fran-
zösische Truppen südlich des Semois eine gedeckte
Stellung eingenommen haben. Ihre vorausge-
gangene Zurückdrängung wird nicht bekannt ge-
geben.

Die in Lothringen vollbrachten glänzenden
Waffentaten der deutschen Heere werden den Pa-
risern schonend vorenthalten, damit nicht zuviel
bittere Pillen auf einmal den patriotischen Stolz
der Franzosen kränken. Im übrigen läßt die
Erklärung, daß die französische Armee jetzt vor-
läufig in der Defensive verharren würde, ahnen
welcher Umschwung in der Gemütsverfassung der
Staatsmänner an der Seine platzgegriffen, nach-
dem ihre Offensivstöße allenthalben abgeschlagen
und ihre ersten Verteidigungsstellen durchbrochen
worden sind.

Mit bewaffneter Hand haben wir die verblen-
deten und von phantastischen Hoffnungen erfüll-

ten Belgier niederwerfen müssen. Die Waffen
haben dort ihre Hauptarbeit verrichtet, jetzt soll
die Rückkehr zu geordneten Friedenszuständen
nach Möglichkeit beschleunigt werden. Der bel-
gischen Regierung sind die Zügel der Verwaltung
entglitten, eine deutsche Interimsregierung wird
daher für den Wiederaufbau der Fundamente für
Handel und Gewerbe Sorge tragen. General-
feldmarschall Frhr. v. der Goltz wird als Gene-
ralgouverneur, unterstützt von den Regierungs-
präsidenten v. Sandt, als dem Chef der neuen
Zivilverwaltung, und einem Stabe bewährter
preussischer Beamten, die erforderlichen Maßnah-
men zur Wiederbelebung aller bürgerlichen Han-
dler treffen. Die Geißel des Krieges haben
wir schwingen müssen, weil die Gebote der Not-
wehr uns dazu zwangen, das Friedensreich wollen
wir im blutgetränkten belgischen Boden, nachdem
das Schwerkste vollbracht, gern und ohne Aufschub
wieder anpflanzen.

Kampf in den Lüften.

Das große Schweigen, das im Interesse un-
gestörter Kriegsführung nach den Plänen des
großen Generalstabs erforderlich ist, erstreckt sich,
wie auf alle Truppenteile, ihre Zusammensetzung
und Bewegungen, so auch auf die Teilnahme u.
Leistungen der Flugzeuge. Man hat bisher nur
erfahren, daß ein Zeppelin bei der Eroberung
von Lüttich durch Bombenwerfen aus der
Höhe mitgewirkt hat, und daß da und dort ein
feindlicher Flieger abgeschossen worden ist.

Im allgemeinen wird man annehmen dürfen,
daß unser hochentwickeltes Flugzeugwesen den
Truppen wichtige Heeresdienste geleistet hat.
Mehrere Jahre lang war Frankreich in den Ae-
roplanen voran. Erst allmählich haben unsere
Flieger diesen Vorsprung eingeholt. Dagegen ist
Frankreich im Bau von Luftschiffen weit zurück-
geblieben. In Paris pflegte man die Furcht vor
den terribles Zeppelins mit der Versicherung
zu beschwichtigen, daß in einem Kampf zwischen
Luftschiff und Aeroplan der Flieger überlegen sei.
Das mag im einzelnen Fall einmal richtig sein,
zumal wenn das Luftschiff nicht so viel taugt,
als ein richtiger Zeppelin.

Es ist deshalb auch nur ein schwacher Trost
für die französischen Misshater der Luftschiffe,
daß, wie wir hören, bei den Kämpfen in Loth-
ringen ein französischer Luftkreuzer von einem
deutschen Ein- oder Doppeldecker überwältigt u.
zum Absturz gebracht worden ist. Dieser Sieg
eines kühnen Fliegers über ein französisches Mi-
litärluftschiff soll uns nicht abhalten, den Zepp-
elinen weiter zu vertrauen und sie namentlich
auch für den Kampf über Wasser bereit zu hal-
ten.

Das unbekanntes Geschütz.

Über das neue Kruppgeschütz, mit dem jetzt
zunächst die Belgier so gründliche Bekanntschaft
gemacht haben, wird geschrieben: Die Tatsache,
daß es möglich gewesen ist, im Frieden Geschütze

von derartiger Wirkung völlig unbemerkt vom
Ausland herzustellen, ist ein glänzender Beweis
für die pflichttreue Vorbereitung des Krieges in
Friedenszeiten. Es ist ja ohne weiteres einleuchtend,
eine wie große Zahl von Personen bei dem
Zustandekommen eines derartigen Geschützes be-
teiligt werden muß, ehe die neue Einrichtung für
und fertig in die Erscheinung treten kann. Der
deutschen Herresverwaltung ist es gelungen, die-
ses Geheimnis so vortrefflich zu wahren, daß der
Feind erst durch die Wirkung der einschlagenden
Geschosse davon erfuhr. Das ist ein leuchtender
Beweis für die Pflichttreue aller in Betracht kom-
menden Persönlichkeiten. Es tut jedem deutschen
Herzen wohl, das in aller Deffentlichkeit festzu-
stellen. Auch unserer größten deutschen Waffen-
firma gebührt für ihre Leistungen der Dank des
Vaterlandes. Sie hat sich in diesen schweren
Tagen getreu ihren Ueberlieferungen glänzend be-
währt. Die Leistung unserer deutschen Geschütze
vor Lüttich und in den gesamten Kämpfen in
West und Ost berechtigen das deutsche Volk zu
der Zuversicht, daß die deutsche Artillerie allen
Anforderungen und Aufgaben gewachsen sein wird
die der weitere Krieg uns stellt.

Der große Vormarsch. (W.T.B.)

Vollständiger Rückzug des Feindes unter schwe-
ren Verlusten. — Die englische Armee geworfen
und umfaßt. — Acht französische und belgische
Armeekorps in Belgien vollständig geschlagen —
Angriff auf Maubeuge. — Die Maas überschrit-
ten. — Die Armee des Kronprinzen in besiegter
Stellung vorwärts Longwy. — Eine Schlacht
bei Nancy. — Das Elsaß vom Feinde geräumt.
— Ein Ausfall aus Antwerpen abgeschlagen. —
Antwerpen abgeschlossen. — Strengste Maßnah-
men gegen den Francitreurkrieg. — Mobilma-
schung des Landsturms zur Besetzung Belgiens
und Sicherung der Stappenlinien. — Heranzie-
hung Belgiens für Heeresbedürfnisse. — Long-
wy und Namur in deutschen Händen.

Lüttichs Kriegsbeute.

* Berlin, 28. August Die Deutschen haben
der „Boschischen Zeitung“ zufolge der Stadt Lüt-
tich eine Kriegsschätzung von zehn Millionen
und der Provinz eine solche von fünfzig Milli-
onen auferlegt. Um ein Faustpfand in der
Hand zu haben, haben sie das Eigentum der
Banken und Finanzgesellschaften in Lüttich mit
Beschlagnahme belegt. Der Geldumlauf stockt deswe-
gen, und die Banken haben beschlossen, Geld-
bonds in Umlauf zu setzen.

Die Kaiserin in Bad Homburg.

Die deutsche Kaiserin trifft heute in Bad
Homburg v. d. G. ein.

Rückkehr Dollatis nach Berlin.

* Rom, 25. Aug. (W.T.B.) Der italieni-
sche Botschafter in Berlin Dollati ist heute vor-
mittag nach Berlin abgereist. Der Botschafter
soll bekanntlich in besonderer Mission nach Rom
gegangen sein. (Red.)

Speeren nieder, sich in ihre Mäntel hüllend.
Der Häuptling ergriff sodann das Wort zu
einer längeren Ansprache, die Jussuf seinem
übersetzt.

Der Massai erzählte, wie Ben Mohamed,
sie zu einem Kriegszuge gegen die weißen Män-
ner aufgefordert und ihnen großen Lohn ver-
sprochen habe. Jetzt sehen sie aber, daß Ben
Mohamed sie belogen, denn nicht gegen die
weißen Männer sollten sie kämpfen, sondern
gegen einen einzigen Mann, der ihnen noch
dazu ein großer Zauberer zu sein schiene, denn
er gebiete über Feuer, Wind und Wasser, wie
die letzte Nacht gezeigt habe. Sie hätten des-
halb keine Lust, Ben Mohamed Kriegsdienste
gegen den weißen Zauberer zu leisten und bö-
ten Bernhard Frieden und Freundschaft an.

Bernhard war sehr erfreut über diese
Anrede. Er entgegnete, daß er in der Tat ein
großer Zauberer sei, daß auf sein Geheiß das
Feuer in der letzten Nacht die Steppe verbrannt
habe und jetzt auch Ben Mohamed's bedrohe.

„Wenn ich will“, so schloß er seine pathetische
Rede, durch die er in der Achtung der wilden
Krieger sehr stieg, „flammt das Feuer von
Neuem empor, und alles, was sich auf der Step-
pe befindet, wird ein Raub der Flammen. Aber
Ihr, die Ihr von Ben Mohamed verführt wor-
den, seid, gegen mich zu kämpfen, Ihr sollt von
dem Verderben verschont bleiben, wenn ihr Freundschaft
mit mir schließt. Ich will Euch für Eu-
re Frauen noch schöne Geschenke geben und Euch
elbst noch schönes, buntes Tuch zu Mäntel und

Gürteln. Ich bin ein friedlicher Mann und
liebe den Krieg nicht. Wenn ich aber angegrif-
fen werde, dann habe ich auch die Kraft, meis-
ne Feinde zu vernichten.“

In ernster, feierlicher Ruhe hörten die
Massaihäuptlinge die Rede Bernhard's. Dann
sprach der erste Redner der Massai: „Zeige uns
Deine Geschenke!“

Bernhard ließ einige Stücke rotes Tuch
ausbreiten und mehrere Stränge buntfarbiger
Perlen. Auch einige Messer und anderes gering-
wertiges, aber für die Wilden sehr kostbares
Handwerkzeug fügte er bei und bemerkte mit
Genugtuung, wie die Augen der Massai vor
Freude glänzten. Aber in ihren Bewegungen
oder in ihren Worten ließen sie sich die freudige
Erregung nicht anmerken. Ruhig und wür-
devoll blieben sie in ihrer hochenden Stellung,
und ihr Sprecher sagte gemessen: „Deine Ge-
schenke, weißer Mann, finden unseren Beifall.
Der Friede ist zwischen uns geschlossen, Du
magst unbesorgt Deines Weges ziehen, wie wir
unseren Weg nach unserer Heimat zurückfinden
werden.“

Er winkte mehreren seiner Krieger, die
rasch herbeisprangen und die Geschenke in Em-
pfang nahmen. Dann verabschiedeten sich die
Krieger in würdevoller Weise von Bernhard
und gingen zu den übrigen zurück. Nach kurzer
Zeit waren sie im Walde verschwunden, der
jetzt so ruhig dalag, als gebe es in der Welt
keinen Kampf und Krieg.

Bernhard und seine Leute atmeten freudig auf

Die Suaheli umarmten sich lachend und jauch-
zend. Die Gefahr war vorüber, der Weg zum
Küste lag frei und offen vor ihnen. Der junge
Deutsche trat lächelnd zu Aruscha, die ihm dank-
bar die Hand entgegenstreckte. Sie haben mir
Leben und Freiheit gerettet“, flüsterte sie mit
bewegter Stimme, „wie soll ich Ihnen dan-
ken?“

„Dadurch, daß Sie meiner gedenken“, ent-
gegnete er leise und innig, „auch wenn Sie
wieder daheim in Ihrem väterlichen Hause
sind.“

„Ich werde Sie niemals vergessen, mein
treuer Freund“, erwiderte sie und preßte
innig seine Hand an ihre Brust.

„Vorwärts jetzt!“ rief in diesem Augen-
blicke Namassan. Wir haben keine Zeit zu ver-
lieren, wollen wir uns nicht einem neuen An-
griff Ben Mohamed's aussetzen. Denn ich glaube
nicht, daß Ben Mohamed so leicht unsere
Verfolgung aufgeben wird.“

„Namassan hat recht“, entschied Bernhard.
„Silen wir, daß wir so viel Raum wie mög-
lich zwischen uns und Ben Mohamed bringen.
Je rascher wir marschieren, desto eher treffen
wir unsere Freunde, die gewiß schon auf dem
Marsche hierher begriffen sind.“

Rasch wurde die Marschordnung hergestellt.
Jussuf schritt mit einigen Bewaffneten an der
Spitze, da er des Weges am meisten kundig
war, dann folgte Bernhard mit Aruscha und
den Lastträgern, den Schluß machte Namassan
mit dem Rest der Bewaffneten. So eilte man

Der König von Rumänien genesen.

* **Bukarest**, 25. Aug. (W.T.B.) König Karol von Rumänien, der einige Tage unpäplich war, ist wieder hergestellt und hat heute die türkischen und griechischen Delegierten empfangen.

* **Berlin**, 25. Aug. Nach einer Meldung der Wiener „Reichspost“ hat der König von Rumänien ein sehr herzliches Telegramm an Kaiser Wilhelm gerichtet. Diese Nachricht des Wiener Blattes stimmt mit unseren Informationen insofern überein, daß es sich nicht um ein Telegramm, sondern um ein langes, sehr herzliches Privatschreiben des Königs von Rumänien an den Kaiser handelt.

Siegreiches Vordringen der Oesterreicher in Rußland.

Ein glänzenden Sieg haben die Oesterreicher auf dem Kriegsschauplatz gegen die Russen errufen. Das österreichische Kriegsquartier meldet amtlich:

Die dreitägige Schlacht bei Krasnik endete mit einem völligen Sieg unserer Truppen. Die Russen wurden auf der ganzen Front etwa 70 Kilometer breiten Front geworfen und haben fluchtartig den Rückzug gegen Koublin angetreten.

Frankreich sucht Schuhe.

Ein Schweizer schreibt der „Köln. Ztg.“: Die Franzosen wollen im Auslande Schuhe kaufen. Agenten des französischen Kriegsministeriums erschienen in der Schweiz, um möglichst große Posten derber Herrenschuhe anzukaufen; der Preis, so erklärten sie, spiele gar keine Rolle. Die Abschlüsse konnten jedoch nicht vollzogen werden, da die Schweiz auf Herrenschuhe, wie auf alle anderen für den Krieg notwendigen Gegenstände, ein Ausfuhrverbot erlassen hat. Damenschuhe stehen der französischen Kriegsverwaltung in allen Arten und Mengen für die Ausfuhr zur Verfügung; Männerhüte aber braucht die mobilisierte Schweiz selbst. Die Franzosen mußten also unverrichteter Dinge wieder abziehen. Sie werden in Amerika den Versuch wiederholen und dort vielleicht mehr Glück haben.

Die Lage in Frankreich furchtbar ernst.

* **Wien**, 25. Aug. (W.T.B.) Der hiesige spanische Botschafter erklärte in einem Gespräch mit einem Vertreter des „Neuen Wiener Abendblattes“:

Vom Ausbruch eines Aufstandes in Paris sei ihm nichts bekannt, doch sei die Lage für Frankreich furchtbar ernst. Nach den über jeden Zweifel erhabenen Angaben des deutschen Generalstabs sei die französische Armee im Zentrum durchbrochen und in der nächsten Zeit dürfe die deutsche Armee direkt auf Paris losmarschieren. Der Botschafter führte weiter u. a. aus: Das große siegreiche deutsche Volk war immer für den Frieden beseelt. Wie groß und vornehm Deutschland die auswärtige Politik

führt, dafür will ich Ihnen einen Beleg bieten: Ich erinnere an die Karolinenfrage. Deutschland hatte die Insel als res nullius besetzt und Spanien opponierte dagegen. Während sonst ein siegreiches Volk in einem solchen Falle an das Schwert klopft, hat Deutschland die Sache dem Schiedsrichteramt des Papstes unterbreitet, wohl wissend, wie das Urteil ausfallen würde. Deutschland hat mit edler Geste vor Spanien den Hut gezogen. Der Geist, der damals diese Haltung Deutschlands diktierte, ist bis zum heutigen Tage der traditionelle Geist der deutschen Politik und der Geist vornehmster Großzügigkeit und vor allem ehrlichster Friedensliebe gewesen. Wenn nun Deutschland jetzt mit Frankreich entgültig Abrechnung hält, so wird es sich nicht einen Frieden, sondern den Frieden sichern. — Zum Schluß betonte der Botschafter, daß die Meldung einer auswärtigen Zeitung, in Spanien seien 5000 deutsche Gefangene interniert worden, eine Unmöglichkeit darstelle. Es sei möglich ja wahrscheinlich, daß 5000 Deutsche und Oesterreicher aus Süd-Frankreich nach Spanien geflüchtet seien, aber von Gefangenen sei keine Rede. Er bitte, dies zu veröffentlichen.

Locales und Provinzielles.

* **Sadamar**, 28. Aug. Der hiesige Kriegerverein überwies dem Verein vom Roten Kreuz, für im Felde verwundete Soldaten nach Lage seines Vereinsvermögens einen Geldbetrag.

* **Sadamar**, 28. Aug. Der hiesige Vaterländische Frauenverein ist unausgesetzt mit der Anfertigung von Verbands- und Bekleidungsstücken tätig. Für die naehende Winterzeit werden größere Posten Strümpfe und Pulswärmer hergestellt. Die Strickzeuge kommen eben recht in Tätigkeit. Bei der Anfertigung von Strümpfen wolle man das Beistrickgarn nicht vergessen.

* **Sadamar**, 28. Aug. Auf Veranlassung des Herrn Lehrers Oppenheimer hat der hiesige israelitische Männerverein dem Roten Kreuz und der israelitischen Frauenverein dem Vaterländischen Frauenverein je 50 Mark als Kriegsbeihilfe überwiesen.

* **Wilmars**, 28. Aug. Die Gemeindevertretung bewilligte die Summe von 5000 Mark zur Unterstützung der Angehörigen der ins Feld gezogenen Krieger, zugleich wurden sämtliche verheirateten Krieger bei der nassauischen Kriegerversicherung versichert.

* **Nüdesheim**, 27. Aug. Die Cognac-Brennerei Asbach u. Co. in Nüdesheim am Rhein hat dem Kriegsministerium, Medizinalabteilung für Lazarettzwecke 3000 und dem Zentral-Komitee der deutschen Vereine vom roten Kreuz 2000 halbe Flaschen alten deutschen Cognacs Mark-Asbach „Uralt“ zur Verfügung gestellt und sich bereit erklärt, im Bedarfsfalle noch eine weitere Spende zu machen.

Gelernte Müller gesucht.

Der „Deutsche Müllerbund“ in Leipzig, König

straße 27, schreibt: Was in Kriegszeiten am wenigsten Aufschub erleiden darf, das ist, die Brotversorgung des Volkes. Nun sind aus zahlreichen Mühlen die Meister und Gesellen durch die Mobilmachung hinweggerufen worden und dadurch viele—besonders kleinere Mühlen—zum Stillstand gelangt. In manchen Gegenden macht sich daher bereits ein Mangel an Backmehl fühlbar. Infolge ungünstiger Lage der Müllei haben sich in letzten Jahrzehnt viele gelernter Müller anderen Berufen zugewendet, in denen sie nun vielleicht arbeits- und verdienstlos geworden sind. Jetzt ist ihre Stunde gekommen, um ihre müllerschen Kenntnisse wieder in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Sie seien darum aufgefordert, sich sofort zu melden. Die Wochenschrift „Deutscher Müller“ sowie der Deutsche Müllerbund in Leipzig sind bereit, ihnen eine lohnende Tätigkeit nachzuweisen. Anmeldungen nimmt auch die Handwerkskammer zu Wiesbaden entgegen.

Der deutschen Jugend gewidmet!

Die Reichswacht 1914,

zu singen als Fortsetzung der „Wacht am Rhein“.

In Ost und West und überm Meer
sie gönnen uns nicht Glück und Ehr
sie zwingen uns das Schwert zur Hand,
zu schützen unser Vaterland.

.: Vom Rheine klingt's bis an den Belt :.

Wir Deutschen fürchten Gott,
sonst nichts in der Welt!

Kommt nur heran in Feld und Flut!
Balt spürt ihr deutschen Kampfesmut
und deutsche Kraft und Einigkeit:
Hurra, wir alle sind bereit!

.: Vom Rheine klingt's bis an den Belt :.

Wir Deutschen fürchten Gott,
sonst nichts in der Welt!

So ziehn wir in den heiligen Krieg
und glauben fest an unsern Sieg.

Es rauscht der Kiel, die Fahnen wehn,
mein Deutschland darf nicht untergehn!

.: Vom Rhein klingt's bis an den Belt :.

Wir Deutschen fürchten Gott,
sonst nichts in der Welt!

Katholische Kirche.

7 Uhr Frühmesse, Hospitalkirche 7 Uhr
Nonnenkirche 8 Uhr. Gymnasialgottesdienst
8 Uhr Hochamt 10 Uhr.

Evangelische Kirche.

12. Sonntag n. Trinitatis. 30. 8. 1914.
1/2 10 Uhr Gottesdienst in Sadamar.
1/2 3 Uhr Gottesdienst in Laugendernbach
Mittwoch, den 2. Sept. abends 8 1/2 Uhr Kriegs-
andacht und Betstunde.

Fruchtmarkt zu Sadamar.

Roter Weizen 20,00, Weißer Weizen 19,50 Korn
15,00, Gerste —, Alte Hafer 12,00 Neuhäfer
10,50, Butter das Pfund 1,10, 2 Eier 16¢.
Sadamar, den 27. 8. 14. Wagner, Marktmeister.

raschen Schrittes durch den prächtigen, schattigen Hochwald, dessen Kronen sich zu einem mächtigen, grünen, schimmernden Dome über den Häuptern der Marschierenden wölbten.

* * *

Anstig und guter Dinge eilte die Karawane den laubenartigen Gang entlang, den der prächtige Hochwald bildete. Bernhard marschierte neben Arnsha, die hier in der freien Gottesnatur die schone Zurückhaltung der vornehmen Araberin abgelegt hatte, den Schleier zurückschlug und unter munterem Gepolter mit den jungen Deutschen die dunklen Augen durch die grüne Wildnis schweifen ließ, in Verwunderung verloren über die erstaunlichen Massen des tropischen Pflanzenreiches.

Herrliche Bäume wuchsen fünf- und zwanzig bis dreißig Meter hoch astlos und schlank empor, um dann ein prächtiges, schattiges Laubdach zu entfalten. Die Zweige verschlangen sich mit denen der umstehenden Bäume, bis nur noch schwaches buntfarbiges Licht durchdringt, welches wie unzählige Irrlichter umhertanzt und zittert. Obgleich die Bäume bis zu der angegebenen Höhe ohne Aeste sind, so bietet der Wald doch keinen fahlen einformigen Anblick dar. Denn von jedem Ast aus schwingen sich biegsam mit Laub bedeckte Schlingpflanzen von Baum zu Baum oder hängen in zierlichen dunkelgrünen Geflechten an dem kräftigen Stamm herunter. Schöne Palmen, am häufigsten die wilde Dattelpalme, blühende Sträucher, eine Anzahl von

Farren und blühende Pflanzen mit bunten, selten gefornnten Blumenkelchen füllen die Zwischenräume aus, so daß das Auge durch die Menge der bunten Farben geblendet wird und sich Erholend suchend in die grüne Dämmerung des Waldes verliert.

Die Tierwelt bringt Leben in die erhabene Ruhe des Waldes. Die zahlreichen Affen lenken durch ihre lebhaften Bewegung en und durch ihr unaufhörliches Kreischen und Klaffen die Aufmerksamkeit auf sich. Scharen von bunten Hornvögeln fliegen von Baum zu Baum und erfüllen den Wald mit ihrem unmelodischen Geschrei. Eichhörnchen verbergen sich bald hinter einem Stamm oder klettern mit erstaunlicher Geschwindigkeit hinauf, bald halten sie in ihren Sprüngen inne, voll Verwunderung die nahenden Menschen anstauend. Zahlreiche Spuren warnen vor der im dichten Gebüsch verborgenen Hyäne, die dort wartet, bis die Schatten der Nacht ihr erlauben, ihre Raubzüge anzutreten. Aus dem Grunde des Tales herauf dringt das liebliche Geplätscher des Wassers, das durch steinigtes Bett dem Rufe-Strom zusießt, der aus den Schneefeldern und den Seen des Kilimandscharo gespeist, über zahlreiche Katarakte springend, dem Meere zueilt. Die mit Farren und Kriechpflanzen aller Art bedeckten Ufer des Baches, sowie die edlen, hochgewölbten Bäume laden zur Ruhe und Erholung ein. Ein leises Murren versenkt die Seele in angenehme, idyllische Träume und das Auge sucht unwillkürlich nach einem pas-

senden Lagerplatz.

„Wenn ich nicht irre“, nimmt Jussuf das Wort, das Gespräch Bernhards und Arnshas unterbrechend, „so müssen wir bald auf ein Dorf treffen. Wir finden dann wohl einen guten Lagerplatz und können unsere Vorräte an Lebensmitteln ergänzen. Ich habe diesen Teil der Usagraberge schon oft durchzogen, und wenn die Massai hier nicht verwüstend eingebrochen sind, so muß sich in der Nähe ein Wohnort der Eingeborenen befinden.“

(Fortsetzung folgt.)

* **Berlin**, 28. Aug. (Amtliches Telegr.)

Manonviller, östlich von Luneville, das stärkste Sperrfort der Franzosen ist in unserem Besitz.

120 Kilometer vor Paris.

Amtliches Telegramm.

Großes Hauptquartier, 28. Aug. W.T.B.

Die englische Armee, der sich drei französische Territorial-Divisionen angeschlossen hatten, ist nördlich St. Quentin vollständig geschlagen und befindet sich im vollen Rückzuge über St. Quentin. Mehrere tausend Gefangene, 7 Feldbatterien und eine schwere Batterie sind in unsere Hände gefallen.

Im Verlage von **Rud. Weichold & Comp. Wiesbaden** ist erschienen (zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Buchbindereien sowie in der Expedition des Blattes):

Nassauischer Allgemeiner Landes-Kalender

für das Jahr 1915. Redigiert von **W. Wittgen**. — 72 S. 4^o, geh. Preis 25 Pfg.

Derselbe enthält ein sorgfältig geführtes Kalendarium, außer den astronom. Angaben für jeden Monat noch ein specielles Marktverzeichnis mit der Bezeichnung ob Vieh-, Kram- oder Pferdemarkt, einen landwirtschaftlichen und Gartencalendar, ferner Witterungs- und Bauernregeln, Zinstabellen, vaterländische Gedenktage. — Mitteilungen über Haus- und Landwirtschaft, den immerwährenden Trächtigkeitkalender, — Haus-, Denkprüche und Anekdoten — sowie unter „Allerlei“ belehrende Beiträge von allg. Interesse etc. etc. Außerdem wird jedem Kalender ein Wandkalender beigefügt.

Inhalt: Gott zum Gruß! — Genealogie des königlichen Hauses. — Allgemeine Zeitrechnung auf das Jahr 1915. — **Waterloo**, eine nassauische Erzählung v. **W. Wittgen**. — **Zum hundertjährigen Geburtstag des Fürsten Otto von Bismarck am 1. April 1915** von **S. Bez.** — **Das Krautscheffel**, eine Hinterländer Erzählung von **S. Ziger**. — **Wilhelmine Reiche**, eine nassauische Dichterin v. **Rud. Meltner-Schönau**. — **Wie du mir so ich dir**, eine lustige Geschichte aus dem Mittelalter von **Wilhelmine Reiche**. — **Aus den Kindertagen der deutschen Eisenbahn**, von **Ph. Wittgen**. — Jahresübersicht. — Zum Titelbild. — Hundertjahr-Erinnerung. — Vermischtes. — Nützliches fürs Haus. — Humoristisches (mit Bildern), außerdem mannigfachen Stoff zur Unterhaltung und Belehrung. — Anzeigen.

Arbeitsbücher

zu haben in der Druckerei des **Sadamarer Anzeigers** **J. W. Hörter**.



Für die Herren Landwirte!

Polizeiverordnung betreffend die Einrichtung und den Gebrauch solcher landwirtschaftlichen Maschinen, welche nicht im Fahren arbeiten.

zu haben bei **J. W. Hörter Sadamar**.

Deutsche Frauen und Jungfrauen!

Die große Stunde hat ein großes Volk gefunden. Kampfgerüstet steht das einige Deutschland da zum Schutze seiner Grenzen und seiner Ehre. Männer und Frauen wetteifern im Opfermüte für das Vaterland. Der Mann erfüllt seine Pflicht auf dem Schlachtfelde, die Frau am Krankenlager. Der Mann schlägt, die Frau heilt Wunden. Beides tut uns bitter not.

Dem Vaterländischen Frauen-Verein liegt es in diesen schweren Tagen ob, Fürsorge für die Verwundeten und erkrankten Krieger zu üben, ihre Angehörigen in Verbindung mit den Gemeinden vor Mangel zu schützen und jeder durch den Krieg hervorgerufenen Not nach Kräften zu steuern. In Erfüllung dieser großen Aufgabe sammelt unser Verein die deutschen Frauen und Jungfrauen ohne Unterschied des Glaubens und Standes unter dem Banner des Roten Kreuzes.

Ihre Majestät die Kaiserin, die geliebte Schirmherin des Vaterländischen Frauen-Vereins, hat alle deutschen Frauen zur Kriegswohlfahrtsarbeit aufgerufen. Versagt Euch diesem Rufe nicht, tretet in unsere Reihen, arbeitet mit uns und für uns!

Jede Frau und Jungfrau, deren Wohnort in dem Bezirke eines Vaterländischen Frauen-Vereins liegt und die diesem noch nicht angehört, bitten wir herzlich und bringend um sofortigen Beitritt. In den Landesteilen, in denen noch kein Vaterländischer Frauen-Verein besteht muß schleunigst ein solcher gegründet werden.

Der Allmächtige hat unser Werk bisher reich gesegnet und wird es weiter segnen. Wer uns hilft, hilft dem Vaterlande. Unsere Lösung bleibt dieselbe in Krieg und Frieden:

Mit Gott, für Kaiser und Reich!

Der Hauptvorstand des Vaterländischen Frauen-Vereins.
Charlotte Gräfin von Ihenpliz,
Vorsitzende.

Dr. Kühne,
Vorsitzender des Kriegsausschusses.

Aufruf.

Um die gewaltige noch zur Verfügung stehende Volkskraft für die Landesverteidigung nutzbar zu machen; werden in nächster Zeit Neuaussellungen von Truppen auch beim 18. Armeekorps stattfinden.

Dank dem sehr großen Andränge von Freiwilligen sind Mannschaften hierfür in reichlicher Zahl vorhanden. Es ist aber erwünscht, immer noch mehr Offiziere und Unteroffiziere zur Ausbildung dieser jungen Mannschaft heranzuziehen. Alle Offiziere und Unteroffiziere des Ruhestandes, welche sich dazu für fähig halten, insbesondere solche, die sich noch körperlichen Anstrengungen gewachsen fühlen, werden deshalb aufgefordert, sich sofort zum freiwilligen Wiedereintritt bei dem Bezirkskommando ihres Wohnortes zu melden.

Frankfurt a. M. den 23. August 1914.
Stellvertretendes Generalkommando.

Die reichhaltigste, interessanteste und gediegenste
Zeitschrift für jeden Kleintier-Züchter
ist und bleibt die vornehm illustrierte
Tier-Börse
BERLIN SO. 16 Cöpenicker Str. 71.
In der Tier-Börse finden Sie alles Wissenswerte über Geflügel, Hunde, Zimmervögel, Kanarienvögel, Ziegen, Schafe, Bienen, Aquarien, Gartenbau, Landwirtschaft usw. usw.
Erfolgsicheres Insertionsorgan,
pro Zeile nur 20 Pf., bei Wiederholungen hoher Rabatt.
Abonnementspreis: für Selbstabholer nur 78 Pf. frei Haus nur 90 Pf.
Verlangen Sie Probenummer gratis und franko.

Zur Behebung von Zweifeln wird erneut darauf aufmerksam gemacht, daß die Versendung von Paketen an die im Felde stehenden Truppen zur Zeit noch nicht angängig ist.

Frankfurt (Main), 27. August 1914.

Kaiserliche Ober-Postdirektion.

DEUTZ
PATENT-NAPHTALIN-
MOTOREN
Neuestes Modell
arbeiten unübertroffen
billig bei mässigen Anschaffungskosten

Gasmotoren-Fabrik Deutz, Cöln-Deutz
Zweigniederlassung Frankfurt a. M., Taunusstr. 47

Henkel's
Bleich-Soda
für alle
Küchengeräte

Sparsame Frauen
Stricken nur Sternwolle
deren Echtheit garantiert dieser
Stern von Bahrenfeld
FABRIK-MARKE
Matadorstern
beste Schweißwollen
für Strümpfe u. Socken,
nicht einlaufend
nicht filzend.
4 Qualitäten:
Stark-Extra-Mittel-Fein!
Sternwollspinnerei-Alfons-Bahrenfeld



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Hof. Wilh. Hörter in Sadamar.

1914. * Nr. 36

Einsame Wege.

Roman von E. St. . . .

(Schluß.)

Rurze Zeit darauf sitzen Gräfin und Nichte mit deren Kindern und Melitta um den großen Eichentisch des Speisesaals. Die Kleinen sind von der Fahrt hungrig, und herrlich schmeckt die Schokolade und der frische Kuchen. Es ist überhaupt alles fein und großartig bei der Großmama, wie die kleine Hortense den Geschwistern mitteilt.

Sinnend wandert der Gräfin Blick von einem zum andern. Aus dem kleinen Wladimir von ehemals ist ein hübscher, blühender Jüngling geworden, während Ulla, das älteste Töchterchen, ganz der Mutter gleicht. Ja, die Gräfin meint ihre einstige Ulla vor sich zu haben, als diese zum ersten Male auf Schloß Maininski kam.

„Hast du schon davon gehört, Tante May, daß Fürst Herbert

sehr leidend ist? Man zweifelt an seinem Aufkommen“, sagte Ulla. „Allerdings, ich habe es vernommen, doch nicht gehört, daß es so schlimm um ihn steht. Mit ihm stirbt ein Stamm aus“, erwiderte die Gräfin.

„Leider, es wird allgemein bedauert. Es ist jedoch selbst kein Wunsch gewesen. Genau genommen finde ich es nicht ganz richtig von dem Fürsten, ein ganzes Leben lang um eine Tote zu trauern. Wer tut das heute noch?“

„Du magst recht haben, und wir können ruhig sagen, niemand, oder es ist ein seltener Fall. Fürst Herbert jedoch hat es sich geschworen und den Schwur gehalten.“

„Nun, und was ist jetzt. Er ist ein einsamer Mann, liegt krank

und sieh, doch keine liebende Gattin sitzt an seinem Krankenbett und erleichtert mit ihrer Liebe sein Leiden.“

„Du darfst den Fürsten nicht mit andern vergleichen. Er ist in jeder Beziehung eine Ausnahme.“

„Wohl weiß ich das und kann es auch verstehen, doch er hat mein Mitleid in vollem Maße.“

„Ein Fürst v. Norden hat kein Mitleid nötig“, entgegnete die Gräfin.

Etwas erstaunt blickt die Nichte auf Tante May. Es war, als ob der Fürst selbst da stünde und diese Rede führte. Ulla lenkte nun das Gespräch von diesem Thema ab und erzählte von den Kindern, von Berlin und ihrem Leben in der Hauptstadt. Die Gräfin weilt jetzt mehr auf dem Schlosse und machte seit des Gatten Tod keine so großen Ausflüge mehr in die Welt.

Nach dem Kaffee begab sich die Gräfin mit ihrer Nichte in den Salon, während Melitta mit den Kindern auf allgemeinen

Wunsch eine Schlittenfahrt unternahm.

Ulla ist immer noch eine schöne Frau, doch das einstige sonnige Ullakind ist sie nicht mehr.

— Zuweilen noch hübscht ein glücklicher Ausdruck über ihre Züge, besonders wenn die kleine Hortense die Mama liebkost, doch sonst ist Ulla ein ernstes Frauchen geworden.

Woran mag das liegen? dachte auch die Gräfin, die sinnend in Ullas Antlitz blickt. Hat sie nicht alles Glück, das einem Menschen zuteil werden kann, in reichem

Maße besessen, ja heute noch? Sind ihr nicht liebe, herzige Kinder erblüht? Warum also ist Ulla eine andere?“

„Ullakind“, sagte die Tante wie in früheren Zeiten, „hast du etwas auf dem Herzen, dann nur herunter damit. Du weißt,



Mariastein im Unterinntal. (Mit Text.)

so haben wir es früher gemacht. Du erscheinst mir so ernst und gedankenvoll."

Ulla wendet das Haupt überrascht der Gräfin zu. "Wie gut du alles erraten kannst, Tante May!" sagte sie und küßte die Gräfin. "Allerdings habe ich es gar nicht nötig, doch zuweilen kommt es über mich wie eine bange Ahnung. Tante May, ich glaube, ich habe mein Glück nicht mehr lange."

"Wie meinst du das?" erwiderte die Gräfin erschrocken. "Wladimir ist doch der beste Gatte."

"Gewiß, das ist es auch nicht. Seine Gesundheit macht mir manchmal Kummer."

"Seine Gesundheit?" rief die Gräfin noch erstaunter. "Ich glaube, dein Gatte ist der kräftigste, gesündeste Mann, den man sich denken kann!"

"Ja, das glaubt alles. Doch wenn er halbe Nächte hindurch arbeitet, o, er mutet sich viel zu viel zu, und dann einsilbig bei Tische sitzt, sich sozusagen weiterschlepp, und nie wirklich ausruht, meinst du, das gehe auf die Dauer?"

"Allerdings, dies ist nichts. Doch Wladimir hat noch genug Mußestunden, um seiner Gesundheit zu leben. Liebe Ulla, dir schwebt das Bild deines Vaters vor, doch dieser war längst leidend und gebrechlich."

"Ja, du hast recht", entgegnete Ulla. "Ich glaube, ich bin zu ängstlich. Es ist gut, daß ich Wladimir in den Weihnachtsferien jetzt immer um mich habe. Es wird mich beruhigen."

Sie war auch tatsächlich viel froher und ging nun mit der Gräfin auf deren Wunsch ins Erdgeschloß, in den großen Saal, woselbst schon alles für das Fest vorbereitet war und bereits zwei herrliche Tannenbäume geschmückt standen.

"Was hast du dir wieder für Mühe gemacht, liebe Tante!" rief Ulla, zugleich jedoch freudig überrascht über die wunderbare Arrangierung der Geschenke für die Verwandten. Im Nebenzimmer stand auch ein großer Weihnachtsbaum geschmückt. Auf den weißgedeckten langen Tischen waren nützliche Gaben und Geschenke für die Armen des Ortes aufgebaut.

"O!" rief die Gräfin, "diesmal habe ich mich wenig angestrengt. Melitta hat mir alles abgenommen, und du siehst, wie sie es verstanden hat, alles sinnreich und schön zu arrangieren. Ich bin sicher, mein Heinz erhält in ihr ein tüchtiges, reizendes Frauchen."

"Davon bin ich auch überzeugt, Melitta hat meine Sympathie im vollsten Maße."

Ein Diener trat jetzt ein, der Gräfin eine Visitenkarte überreichend.

"Gnädigste Gräfin, ein Herr wünscht Sie zu sprechen."

Die Gräfin blickte flüchtig auf die Karte und las: "Graf Kurt v. Raßendorf".

"Führen Sie den Grafen in den blauen Salon, ich werde sofort erscheinen", sagte die Gräfin.

"Du kannst ruhig mitkommen", sagte Tante May zu ihrer Nichte, als sie sich anschickte, nach dem Salon zu gehen. "Es wird dich gewiß interessieren, unseren jungen Förstersohn wieder einmal zu sehen."

"Gerne, Tante May!" sagte Ulla, und beide traten in das Gemach ein, in welchem Kurt v. Raßendorf der Gräfin harterte.

Nach der ersten Begrüßung mit dem jungen Offizier sagte die Gräfin:

"Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Herr Graf? Wie geht es den Eltern? Sie verleben wohl auch das Weihnachtsfest in der Heimat. Das ist schön, denn die Fremde kann uns trotz allem doch niemals das Elternhaus ersetzen."

"Nein, gewiß nicht", entgegnete der junge Mann, "und ich danke der Nachfrage, daheim ist alles wohl, doch mich führt eine andere Angelegenheit hierher, gnädigste Gräfin!"

Einen Moment blickte der Graf ernst zu Boden, dann hob er das junge, schöne Antlitz zu der Gräfin empor.

"Ich bin beauftragt, Ihnen, gnädigste Gräfin, die letzten Grüße und ein herzliches Lebewohl des Fürsten Herbert zu überbringen."

"Wie!" rief die Gräfin erblaffend, "Fürst Herbert ist tot?"

"Nein", entgegnete der Graf, "noch lebt Fürst Herbert, doch seine Tage sind gezählt, und ich glaube nicht, daß er das neue Jahr erleben dürfte."

"Der edle Mann, auch er geht dahin", sagte die Gräfin, und in ihren klaren Augen schimmerte es feucht. "Es kommt alles so plötzlich, ich bin überrascht, denn der Fürst war bis vor kurzem stets gesund und niemals leidend."

"Einmal kann es aber doch kommen", sagte der Graf. "Zudem glaube ich auch, daß ihn seelische Konflikte frühzeitiger gebrochen und müde gemacht haben. Er wollte nie zugeben und eingestehen, daß er nicht mehr der kräftige Mann von früher war. Er hat sich zu viel zugemutet und das rächt sich mit der Zeit."

Auch Ulla war überrascht und ernst gestimmt durch die Nachricht vom baldigen Tode des Fürsten, den sie heute noch hoch-

schätzte und dem ihre erste kindliche Verehrung und Zuneigung gehört hatte.

"Sein Volk wird ihn tief betrauern, wie auch wir in ihm einen der besten Freunde verlieren werden."

"Gewiß", erwiderte der Graf. "Ich verliere in ihm einen Vater, der mein Leben zu dem machte, was ich jetzt bin, und meinem armen Vater sein Los erleichtern half. Meine Dankbarkeit soll darin bestehen, daß ich ihm nachstreben werde, der mir stets ein Vorbild alles Edlen und Guten war."

"Um Sie das, es wird den Fürsten noch im Tode ehren, solch treuen Untertan zu besitzen. Waren Sie viel um den Fürsten in der letzten Zeit?"

"Täglich hat mich mein Weg ins Schloß geführt, da ich ja schon seit einigen Jahren dort in Garnison stehe."

"Ja, richtig, Sie leben ja nicht mehr in Berlin", sagte die Gräfin. "Meine Mission ist nun beendet, gnädigste Gräfin. Zu meinem Bedauern war es eine Trauerbotschaft, die ich Ihnen überbrachte, doch Fürst Herbert sagte: Trauert nicht um mich, ich werde glücklich sein."

Der Graf verabschiedete sich und die beiden Frauen geleiteten ihn bis an die Schloßstiege. Ein Diener brachte sein Pferd, und der junge Offizier sprengte aus dem Schloßhofe durch den verschneiten Wald der Heimat, dem Försterhause zu.

Von der anderen Seite kam jetzt der gräßliche Schlitten, der nun, langsam in den Schloßhof fahrend, eine fröhliche, kleine Gesellschaft brachte. Melitta mit Ullas Kindern hatten ihre Ausfahrt beendet, die Gräfin und deren Nichte konnten sich nicht mehr viel mit der Botschaft des Offiziers befassen, denn die Kinder nahmen sie in Beschlag.

"Großmutter", sagte die kleine Hortense, die leichtfüßig die Schloßstiege emporsprang und auf die Gräfin zuellte, die mit der Nichte auf die Antkommenen geharrt, "Großmutter, ich habe das Christkind gesehen. Eben ist es aus dem Schlosse geritten auf einem schönen Schimmel mit weißen Flügeln."

Die Gräfin lächelte. Sie küßte zärtlich das heiße Gesichtchen der Kleinen mit den leuchtenden Augen.

Der Graf ritt auf einem Schimmel, und den hielt die Kleine, die ihn aus der Ferne gesehen, für das Christkind. O selbige Kindereinfalt!

"Nun, wir wollen sehen, was für schöne Sachen dasselbe für uns bereit hat", sagte sie.

"Gewiß sehr schöne", entgegnete die Kleine. "Ich war auch sehr artig und habe dem Christkindchen einen Brief geschrieben."

"Dann vergißt dich das Christkindchen nicht, denn armen Kindern soll es besonders zugetan sein", sagte die Gräfin.

Gräfin May war heute sehr glücklich. Die freudige Erwartung der Kinder, das Jubeln und Jauchzen der lieben Stimmen war ihr die schönste Musik. Es war Leben und Frohsinn um sie, was sie in der letzten Zeit sehr vermißt. Noch einmal fuhr der Postwagen vor, eine große Anzahl Pakete und Briefe im Schloß abgebend. Auch Melitta erhielt Nachricht von dem Verlobten, der schon am nächsten Tage zu erwarten war.

Die Kinder, ja selbst der Kadett, sprangen in den Schloßhof; der Postwagen interessierte sie zu sehr und war ihnen etwas ganz Neues.

In der Schloßküche erhielt der Mann etwas Warmes und konnte sich von der kalten Fahrt erholen. Ein reiches Geldgeschenk lohnte seine Mühe, und er trat fuhr er weiter durch den schweigenden Wald, gar kräftig in sein Horn blasend, ihm die schönsten Weisen entlodend.

Endlich nahte der große Tag, der heilige Abend. Im Schlosse ist alles festlich erleuchtet. All ihre Lieben hat die Gräfin um sich versammelt. Nachdem die Bescherung der Armen vorüber, wurde im großen Saale die Flügeltüre geöffnet, und den Kindern strahlte ein Meer von Licht und Glanz entgegen.

Die Gräfin aber stand mitten unter der Schar ihrer Lieben, jubelnd von den Kindern umringt über die schönen Geschenke. Ulla blickte auf ihren Gatten, und all ihre bangen Sorgen schwanden, als sie ihn so frisch und munter mit seinen Kindern beschäftigt sah. Er hatte die kleine Hortense auf dem Knie und mußte ihre schöne Puppe gebührend bewundern. Else, das zweitjüngste, achtjährige Töchterchen Ullas, war der Gräfin Liebling, und strahlend lief dieses um den hohen Weihnachtsbaum. Es war etwas Graziöses an dem Kinde, jede Bewegung der Kleinen hatte etwas Vornehmes, und das feine, geistige Gesichtchen mit den blonden Locken, den süßen, blauen Kinderaugen mußte in jedem das größte Wohlgefallen erwecken.

"Großmutter, die vielen Lichtlein!" jubelte sie. "Weißt du, sagte sie altklug zu der Gräfin, "der liebe Gott hat all seine Sterne zum Weihnachtsfeste auf die Erde gesandt, daß sie uns leuchten."

Die Gräfin lächelt über den poetischen Ausdruck des Kindes. Wo die Kleine dies nur alles her hat, dachte sie.

Ulla und Wladimir, der Älteste, spielen jetzt Weihnachtslieder, und die Familie stimmt frohen Herzens ein. Melitta und Heinz, die glückliche Brautpaar, feiern das erstemal ein Weihnachtsfest zusammen. Ihre Hände halten sich fest umschlossen. Ihr Weg wird nicht einsam sein. Er, der Arzt und Helfer der Leidenden Menschheit, führt die Geliebte, die ihm eine treue Gehilfin sein wird, seinen Weg in ernster Arbeit und Pflichterfüllung, doch um so köstlicher wird ihre Erholungsstunde sein und ihnen das Leben wert machen.

Durch den stillen Abend klingen die Weihnachtsglocken und tönen mit ihrem Jubelschall auch in das einsame Forsthaus, woselbst ein glückliches Elternpaar mit dem Sohne Weihnachten feiert, Weihnachten in Liebe und Freude. In all ihre Freude mischt sich ein Wehmutstropfen, denken sie des Fürsten, dem sie des Sohnes Glück zu danken haben. Sein Bild schmückt das saute Gemach, und auch jetzt blickt er liebevoll und treu auf sie hernieder. Doch wenn der Fürst auch tot, sein Andenken wird in ihren Herzen weiterleben, als eines edlen, menschenfreundlichen Mannes, der wert ist, geliebt und verehrt zu werden.

10.
Im Morgenrauen liegt Schloß von Norden. Still ist's im Schloßhofs, nur die Wache geht lautlos auf und ab, die Stunden ihrer Ablösung zählend, denn es ist ein bitterkalter Januarstag. Es ist Neujahr und vor wenigen Stunden erst haben sämtliche Glocken der Residenz dasselbe eingeläutet. Noch schläft die Stadt nach all dem freudigen Jubel, mit welchem das neue Jahr begrüßt wurde. Allmählich wird der Himmel lichter und die Dämmerung wendet sich mehr und mehr.

In seinem hohen Gemach ruht auf weichem Kissen der fränke Fürst. Seine Augen sind geschlossen, er schläft ein wenig, nachdem er eine fast schlaflose Nacht hinter sich hat. Bleich und schmal ist das edle Antlitz geworden, dunkle Schatten lagern unter den geschlossenen Augenlidern. Ruhig und friedlich ruhen seine schlanken Hände auf der seidnen Steppdecke. Fürst Herbert ist ein Sterbender, und schon hat der Tod sein Siegel auf die hohe Stirn gedrückt. Plötzlich schlägt er die Augen auf, groß und tief sind sie, von ergreifender Schönheit. Sein Blick überfliegt den Raum und ruht am Fenster, das nun frei das am Himmel aufsteigende Sonnenlicht eindringen läßt. Auf des Fürsten Wunsch ist das Fenster geöffnet. Er sieht von hier aus den klaren Himmel.

„Wo war ich?“ sagte er leise lächelnd. „Hortense, Geliebte, ich komme!“ flüstern seine blaffen Lippen.
Vor kurzem war der Arzt da. Prinzess Alice hatte sich treu um ihn bemüht, jetzt war er auf seinen Wunsch allein gelassen. Der Arzt hatte hier auch nichts mehr zu suchen, denn nach seinem Aussprüche sollte der Fürst den Morgen nicht erleben. Und dennoch lebt der Fürst noch, ist es auch nur ein Aufladern seiner letzten Lebenskraft.

Des Fürsten Gedanken kehren in die Vergangenheit zurück, zurück auf Schloß Maininski, da er sein Glück gefunden, und dann auf sein Schloß, und jener Sommertag, da er an Hortenses Seite durch die schöne Umgebung seines Besitzes geritten, jener letzte Tag, ehe er die Geliebte verlor, trat vor seine Seele. Er sah Hortense in ihrer Schönheit vor sich und ihm ist, als sei sein ganzes ferneres Leben nur ein Traum. Er richtet sich im Bette auf und blickt zum Fenster.

„Einsam hast du mich gelassen, Hortense, einsam, doch nun sind wir wieder vereint.“

Ermattet sinkt er in die Kissen zurück.
„Hortense!“ ist sein letztes Wort. Dann tritt die Hoheit des Todes über seine Züge und Fürst Herbert schläft friedlich und glücklich lächelnd ein, um nicht wieder zu erwachen. Sein treues, liebevolles Herz hat ausgeschlagen, und seine Seele verließ die irdische Hülle.

Hatten die Glocken der Stadt vor kurzem das neue Jahr verkündet, so verkündeten sie jetzt die Trauerbotschaft von Fürst Herberts Tod. Die Trauerflaggen am Schlosse wehten im Morgenwinde, und ein ganzes Volk trauerte tief um den heimgegangenen Fürsten und Regenten, der es in reichem Maße verstand, von seinem Volke geliebt und geehrt zu werden, dessen edles Wirken aber auch über seinen Tod hinaus seine Spuren zurücklassen wird.

„Cäsar.“

Von Alb. G. Krueger. (Nachdruck verboten.)

Wieder einmal hatte die „Flora“, deren Planken ich nun schon eine Reihe von Jahren, zuerst als erster Offizier, jetzt als Kapitän trat, im Hasen von Stettin Anker geworfen. Meine Papiere befanden sich in den Händen unserer Korrespondenzredakteur. Das Löschen der Ladung hatte begonnen. Und da es für mich augenblicklich nichts weiter an Bord des guten Schiffes zu tun gab, überlegte ich eben, an welcher Stelle Stettins ich

einstweilen selber vor Anker gehen könnte. Da durchzuckte es mich plötzlich. War das nicht die „Henny Beckmann“, die dort, ein Ende weiter unten, am Bollwerk vertäut lag? — Aber sicher!

Hallo! — „Henny Beckmann!“ — Die führte mein alter Jugendfreund Almens Voigt, mit dem zusammen ich mich so manches Jahr in allen möglichen Meeren umhergetrieben, Freud und Leid redlich geteilt hatte, und der mir jahrelang nicht mehr vor die Augen gekommen war. Den mußte ich sprechen, koste es, was es wolle. Und ich hatte gar keine Zeit zu versäumen. Die „Henny“ wurde beladen und lag schon ziemlich tief.

Wie der Blitz war ich über die Laufplanke und steuerte aus Leibeskraften der Timmschen Kapitänskneipe zu, wo er sicher hinter einem tüchtigen Glas Grog zu finden sein mußte.

Stimmte auffallend! — Sobald ich die Türe geöffnet hatte, erschaute ich meinen Freund sofort auf seinem Stammsitz, an dem runden Tisch dicht bei dem Büfett, vor sich einen „ausgewachsenen Funken“ und die Auglein zwinkernd auf die Hebe gerichtet, der er wahrscheinlich eben einen seiner tranigen, ursoriginellen Liebenswürdigkeiten sagte. In solchen Augenblicken kam er mir immer vor wie eine Kasse, die schwimmen will. Und Toni schien sich denn ja auch kostbar zu amüsieren. Wenigstens lachte sie aus vollem Halse.

So vertieft war der alte Seebär, daß er erst langsam den Kopf drehte, als ich bereits vor ihm stand. Nur eine Sekunde starrte er mich sprachlos mit weit aufgerissenen Augen an. Dann aber kam Leben in ihn — unheimliches Leben!

„Junge,“ stöhnte er wild aufspringend, „Junge — Junge . . .“
Dabei packte er meine Hand und schüttelte mir fast den Arm aus dem Gelenk. — Mit Mühe befreite ich mich lachend und drückte meinen alten Fahrtgenossen, dem wahrhaftig die Tränen in den Augen standen, an das Herz.

Dann saßen wir vergnügt beieinander, tranken einen „Funken“ nach dem andern, tauschten unsere Erlebnisse aus und ließen endlich wehmütig die alten Zeiten noch einmal an uns vorüberziehen. Jene Zeiten, da das Haar noch vollzählig und ohne Silberfäden um unsere Schläfen waltete, das Blut siedeheiß und tatendurstig in unseren Adern überschäumte und der Überichuß an Lebensenergie uns beide gleichmäßig zu allerlei tollen Streichen drängte.

Voigt übermannen die alten Geschichten, die er immer erneut aus dem Grabe der Erinnerung zum Leben erstehen ließ. Immer hastiger und erregter drängte ein: „Weißt du noch — weißt du es noch?“ das andere.

Während mein Jugendfreund so erzählte und fragte, trock plötzlich ein alter Neufundländer, anscheinend schon blind und äußerst gebrechlich, hinter seinem Stuhl hervor, schlich langsam um ihn herum und legte den Kopf auf seine Knie. Die glanzlosen Augen des Hundes richteten sich fragend auf seinen Herrn und leise bewegte sich die Nute hin und her.

Sofort unterbrach Voigt seine Rede, streichelte zärtlich den Kopf des Hundes, der einst ein Prachtexemplar seiner Rasse gewesen sein mußte, und sprach eine Weile liebevoll zu ihm.

Nachdem er dann noch ein Beefsteak und eine Schüssel Milch für diesen beordert hatte, wandte er sich mir wieder zu.

Schweigend hatte ich die kleine Szene beobachtet. Und als er nun die Bestellung machte, rief ich erstaunt:

„Na, du pflegst den alten Köter nicht schlecht, das muß ich sagen! — Ein Beefsteak von zwei Pfund kann sich manche Familie nicht leisten!“

„Der Hund hat die Zinsen von fünfundsanzigtausend Dollar zu verzehren!“ antwortete Voigt ernst und langsam.

Sprachlos schaute ich meinen alten Kumpan an. Sein merkwürdig trauriger Tonfall fiel mir auf. Sollte etwa der Grog . . .

Voigt schwieg eine Weile nachdenklich. Dann sagte er mit einem seltsam verjüngten Gesicht:

„Der Hund ist heute alt und gebrechlich — ja! Aber vor neun Jahren, als er noch im Vollbesitz seiner Kraft war, hat er in einer einzigen Nacht mehr Verstand bewiesen, mehr geleistet, als manch ein Mensch im Verlauf eines langen Lebens. Ich will dir das einmal erzählen. Übrigens — hast du dir die „Henny Beckmann“ genau angesehen?“

„Nein — was ist mit ihr?“

„Na, diese „Henny“ zählt erst acht Jahre. Die alte — liegt auf den Klippen von Long-Island!“

„Alle Bette,“ entfuhr es mir verblüfft, „davon weiß ich ja gar nichts!“

„Ne — kannst du auch nicht. Wir haben uns ja eine Ewigkeit nicht mehr gesehen! — Aber, laß dir erzählen!“

„Es war im Dezember vor neun Jahren. Der „See“, welcher damals die Newporter Strecke für uns zu machen hatte, war gelegentlich einer Kollision led gesprungen, mußte boden, und ich hatte mit der „Henny“ in die Bresche zu treten. War mir fatal — sehr! Wenige Wochen erst verheiratet, hatte ich bestimmt darauf gerechnet, die erste Zeit als Ehemann zu Haus zu sein, da die

'Henny' erst nach Neujahr fällig war. Aber was half's? — Wir Seehunde sind ja an Kummer und Glend gewöhnt. Gerne oder nicht, es mußte gegendelt werden, und so nahm ich denn kurz entschlossen meine Frau einfach mit.

Viel Passagiere hatte ich neben der Ladung für Neuhoek ja nicht. Alles in allem waren wir hundertundzwoölf Personen an Bord. Von Neuhoek sollte ich dann mit Ballast Fristo anlaufen und dort Kupfererz für Hamburg laden, noch so 'ne kleine Extratreude! Von vornherein ließ sich die Reise blödsinnig an. Im Kanal wusch mir die See einen Steward über Bord — hören die Lämmel denn, wenn man ihnen alle Tage Vorsicht predigt? — und es war trotz aller Mühe nicht möglich, ihn zu retten. Etwa auf der Höhe von Brest kam eine Spiere an Deck und schlug mir ein Loch in die Schanzverkleidung. Na, der Schaden wurde ja leidlich kuriert, und sobald wir den Atlantic erreicht hatten, saßte uns eine scharfe, stetige Südostbrise, die mir sehr gelegen kam.

So ging das zwei Tage und zwei Nächte. Meine Frau lag festoll amien in der Kabine; eine Stewardess behütete sie. Ich kam die ganze Zeit über weder von der Brücke herunter, noch aus den Kleidern heraus und mußte meine Nerven gehörig mit Nerven aufspeitschen, um nur einigermaßen leistungsfähig zu bleiben.

Gegen den Mittag des dritten Tages erreichte der Sturm seinen Höhepunkt. An der Fock mußten sich die Trossen gelodert haben. Mit Donnern und Krachen kam plötzlich die Stenge an Deck und schlug ein Skylight in Trümmer, in das sofort eine Sturzsee hineingargelte. Es war ei: böses Stück Arbeit, bei der fürchterlichen See die 'Henny' wieder klar und dicht zu bekommen, und wir arbeiteten mit Anspannung aller Kräfte. Endlich gelang es unter großer Mühsal aber doch, und es war die höchste Zeit, denn schon drehte die 'Henny' auf.

Sobald mein gutes Schiff nun wieder am Kurs lag, bemühte ich mich festzustellen, wo es sich eigentlich befand. Ich konnte das



Abendgloden. Von J. Wopfner. Photographie im Verlage der Photographischen Union in München. (Mit Text.)

Sofort ließ ich alle Segel setzen, welche die Masten nur tragen konnten, eine Schraube stoppen und hoffte schon auf eine schnelle und glückliche Reise bei tüchtiger Kohlenersparnis.

Da begann, kurz nach dem Passieren des 32. Grades, das Barometer ganz unheimlich zu fallen. Gleichzeitig flaute auch die Brise völlig ab und eine unheimliche Ruhe trat ein. Ordentlich fühlen konnte man die lastende Stille, die nur durch das Rollen der Dünungen unterbrochen wurde. Na, was das bedeutet, weißt du ja! — Mir blieb auch gerade nur noch so viel Zeit, die Leinwand fortnehmen und alles festmachen zu lassen, da ging der Tanz auch schon los. — Und was für einer!

Mit schrillen Heulen und Pfeifen warf sich der Nordweststurm so gewaltig gegen die arme 'Henny', daß sie sich vollständig auf die Seite legte. Zwar richtete sie sich gleich darauf ächzend und stöhnend wieder auf, aber ich segnete im Herzen doch den Stauermeister, der meine Ladung besorgt hatte. Der alte Hanjen war's. Nichts rührte sich, alles blieb fest. Sonst hätte das bei dem Ruck eine böse Sache werden können. Und nun begann das furchtbare Anarbeiten der Maschine gegen den Sturm und die im Augenblick haushoch gehende See. Mit voller Kraft arbeiteten beide Schrauben. Trotzdem konnte die 'Henny' nur eben Fahrt machen, und eine Sturzsee nach der andern segte über Deck.

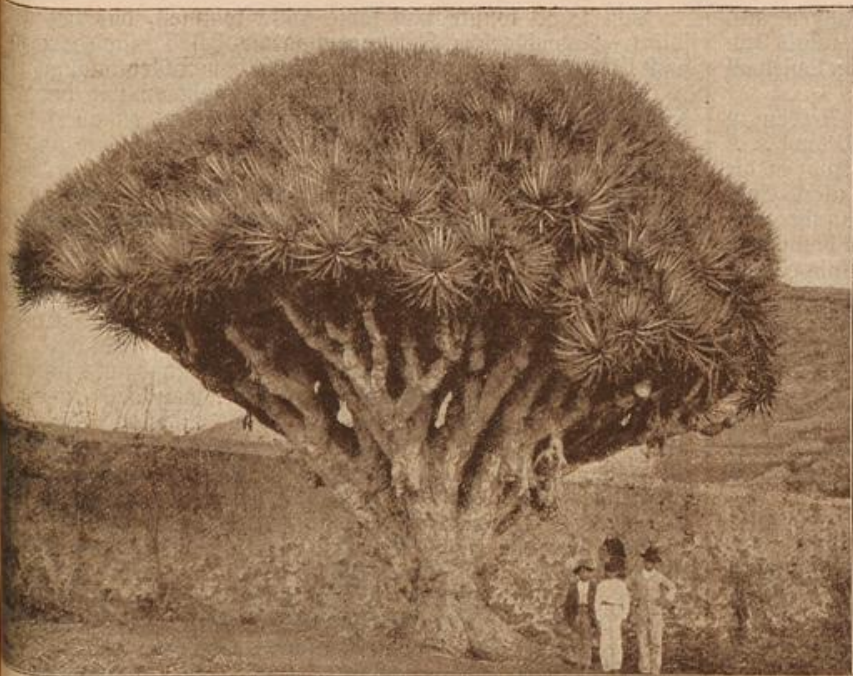
vertraute Gefühl nicht los werden, daß wir bei dem Unwetter ganz bedeutend abgetrieben sein mußten.

Ja, du lieber Gott, bei dem düstigen Wetter war aber mit der Sonne absolut nichts zu machen. Übrigens nahte auch schon der Abend. blieb also nur das Bestick. Ich rechnete und maß, maß und rechnete; aber es wollte und wollte nicht kommen; die Sache stimmte nicht, das war klar. Am liebsten wäre ich mit dem Kopf gegen die Wand des Steuerhäuschens gelaufen. Na, du weißt ja ganz gut, wie einem in solchen Minuten zu Sinn wird!

Verzweifelt wollte ich eben wieder auf die Brücke, um wenigstens aus ulugen, da taumelte ich wie von unsichtbarer Hand geworfen gegen die Wand und rollte auf einen zweiten Stoß wie ein Stück Ballast in die Ecke. Zwei mächtige Seegen hatten die 'Henny' kurz hintereinander getroffen. Und ehe ich mich noch aufzurappeln vermochte, dröhnte mir wie die Posaune des Jüngsten Gerichts der Ruf: 'Steuer unklar!' in die Ohren.

Wie ich hoch und an das Rad gekommen bin — ich weiß es nicht! Aber du kannst es mir ruhig glauben, so naß mich auch all die Sturzseen der letzten Stunden gepeitscht hatten, so kalt mir war, im Augenblick stand mein ganzer Körper in Schweiß.

Ja, was nun? — Die See — der Sturm — und reparieren? — Wahnsinn! Also ließ ich das Steuer festmachen, so gut es



Ein über tausend Jahre alter Drachenbaum. (Mit Text.)

beordnete zwei Mann in den Ausgud, und, die Fäuste um das Geländer der Brücke geklammert, ließ ich meine fast aus den Höhlen tretenden Augen ruhelos über die brüllenden und stürzenden Wasserberge, die Wolkenwände, all den Gischt, den Nebelgleiten, sann und sann.

Es war inzwischen ziemlich dunkel geworden und meine Angst



Das Trujosdenkmal auf der Mainzer Zitadelle. Phot. Presse-Bureau, Leipzig. (Mit Text.)

...Kehle. Herrgott! Das Ruder war ja unklar. Ich schätzte gleichzeitig unterdrückte ich den blödsinnigen Schrei. Aber für eine ganze Weile rasten Gedanken, Überlegungen und Befürchtungen wie in meinem Kopf umher, daß ich unfähig war, zu einem Entschluß zu kommen. Aber ich raffte mich gewaltig auf. Maschine stopp! Ich schloß mich in den Raum hinter, und schwer fiel es mir dabei auf die Seele, daß ich ja der Kommando wegen nicht beidrehen konnte. Mit einem ordentlich klingenden Laut ließ ich die Maschine ab. — Und sofort begann die „Henny“ so fürchterlich zu schlingern, daß es mir unmöglich war, das Leuchtfeuer, dem ich so sehr spähte, zu sehen.

Endlich, als die „Henny“ durch eine tolle See haushoch emporgerissen wurde, gelang es mir doch. Aber—Erbarmen! Es war das Blinkfeuer von Long-Island!

Langsam sträubten sich meine Haare und ich fühlte deutlich, wie mir vor Entsetzen alles Blut nach dem Herzen strömte.

Die Barren — die Klippen, auf welche die „Henny“ nun unweigerlich in toller Fahrt zutrieb — barmherziger Himmel! — die mußten unser aller Untergang werden. Und ich konnte nichts — nichts tun, um das Unheil aufzuhalten, lagen wir doch schon dicht davor! Aus fünf, sechs Kehlen dröhnte es da auch bereits: „Brandung voraus!“ Ja, die hörte ich zu mei-



Erzherzog Friedrich von Oesterreich. (Mit Text.)

ner wachsenden Sorge selber. Zugleich aber legte der Sturm erneut mit aller Gewalt daher, als wenn er sein Vernichtungswerk nicht schnell genug beenden könne. Das heulte und pfiß in der Takelung, wie wenn die Welt untergehen wollte.

Was alles in jenen Minuten durch mein schwirrendes Hirn wirbelte — ich kann es nicht sagen! Die Gedankenfragmente irrten sowild und toll durcheinander, daß sich momentan kein eigentlicher Begriff formulieren konnte. Blitzartig huschten die Gestalten der Passagiere, der Leute an mir vorüber, der Gedanke etwa noch an die teuere Ladung. Dann zuckte es schmerzhaft in meinem Herzen: mein Frauchen — mein armes Frauchen!



Das Klaus-Groth-Museum in Heide (Holstein). (Mit Text.)



Der neue Bahnhof in Höchst a. M., der kürzlich dem Verkehr übergeben wurde.

Immer schneller kam die 'Henny' gegen die Klippen auf. Immer wilder donnerte die Brandung. Und dabei nichts tun können, zu ohnmächtigem Zusehen verdammt sein, ein Spielball des Sturmes, der Wogen ...

Ich fühlte, wie meine aufs äußerste strapazierten Nerven zu versagen begannen und söhnte auf, wie ein Tier in Todesnot ...

Von der Erinnerung übermannt, stürzte Voigt den Kopf in die Hand und blickte finster vor sich nieder. Ich störte ihn nicht. Endlich lehnte er sich seufzend in seinen Stuhl zurück und fuhr fort:

„Ich weiß mich nicht mehr so genau zu erinnern, wie dann alles gekommen. Nur der Umstand blieb in meinem Gedächtnis haften, daß ich — Gott allein weiß, was für ein rettendes Manöver mir damals durch den Kopf spukte — plötzlich 'alle Mann' aufpuff. Verzweifelt sah ich die verhängnisvollen Klippen, all den weißen Gischt bereits in drohendster Nähe. Zu dem Toben des Sturmes dann noch das Brüllen und Zischen der Brandung, das Krachen der Rotschüsse, das Knattern der von dem Steuermann fortwährend gegen den Nachthimmel geschleuderten Raketen — es waren ganz entsetzliche Augenblicke, die ich nicht noch einmal erleben möchte. Und keine Rettung — keine!

Ein zufälliger Blick achteraus ließ mich aber nun jäh zusammenschrecken. Dort hinten wälzte sich eine riesige, unheimliche See aus dem Dunkel heran, die nichts Gutes kündete. Unwillkürlich klammerte ich mich fest. Und während die 'Henny' nun mit einem furchtbaren Ruck turnhoch emporgerissen wurde, sah ich, wie eine Vision, voraus am Strande Fanale glimmen. Man hatte unsere Not bemerkt und gab uns Zeichen.

Im nächsten Augenblick dann ein wahnsinniger Schlag, der mich löpflings zu Boden riß, begleitet von einem gräßlichen Knirschen, Krachen und Prasseln. Alles, was an Deck stand, schmetterte zu Boden. Fock und Klüver brachen ab, als wären sie Glas. Ich wurde gepackt, umhergewirbelt, von einer unbekanntem Gewalt gegen das Geländer der Brücke gepreßt. In meinen Ohren sauste und zischte es. Und dann schluckte ich Wasser — ganz fürchterlich Wasser.

Plötzlich wich die Last, die mich niedergehalten. Sekundenlang konnte ich keinen klaren Gedanken fassen. Mein ganzer Körper war wie zer schlagen. Endlich raffte ich mich doch auf und blickte umher. Entsetzt aber prallte ich zurück vor dem Anblick, der sich jetzt meinen Augen darbot.

Die 'Henny', ein von Trümmern übersätes Wrack, saß mitten in dem Gischt der Brandung, zwischen donnernden und brüllenden Wasserbergen auf einer Klippe fest. Der Bug ragte in die Luft. Das Heck saß tief. Der Rumpf war etwas seitwärts geneigt. Und Brecher auf Brecher segte über das Deck.

Minutenlang blieb alles an Deck still. Aber dann brach ein Heulen und Toben los, als seien alle Dämonen der Hölle ledig geworden. Die Panik war da! Glücklicherweise konnte ich mich auf meinen ersten Offizier, übrigens auch auf einen Teil der Mannschaft verlassen. Und es gelang uns endlich unter großen Anstrengungen, Ruhe zu erzwingen und für die Passagiere einigermaßen sichere Plätze herzurichten, wo sie von den Sturzseen nicht so leicht erreicht werden konnten. Sie unter Deck zu schaffen, war ganz unmöglich. Auch nur mit äußerster Mühe konnten wir sie von den Booten zurückhalten, die unbedingt zerschmettert sein mußten, noch ehe sie zu Wasser gelangten.

Fieberhaft erwog ich dann mit dem Ersten alle Möglichkeiten, die eine Rettung erhoffen ließen. Tun ließ sich momentan fast gar nichts. Die Dunkelheit behinderte alles, ließ nicht einmal genau die Situation erkennen, in der wir uns befanden. Also warten!

Jetzt hatte der Zimmermann seine Untersuchung im Raum beendet. Er brachte die Meldung, daß zwar ein großes Led vorhanden sei, dieses aber fast ganz von den Klippen, auf denen wir festsaßen, ausgefüllt würde. Den Rest habe er so gut es ging abgedichtet. Da das Schiff aber trotzdem Wasser machte, ließ ich pumpen. Sodann wurde alles für eine etwa doch möglich werdende Landung klargemacht. Und in großer Aufregung und Sorge harrten wir dem Morgen entgegen.

Endlich — endlich brach er an, grau, düster, unheilverkündend. Und sobald der erste Schimmer den Ausblick ermöglichte, befaß ich mich das Unheil näher. Weiß es Gott, ich war auf Schlimmes gefaßt. Aber was ich zu sehen bekam, übertraf weitaus alle meine Befürchtungen. Wir saßen auf der äußeren Barre, mitten in der tosenden Brandung, die durch den Sturm und die haushoch gehende See so gefährlich geworden war, daß ich mich nur immer wieder wundern mußte, wie die 'Henny' den furchtbaren Wasserdruck auszuhalten vermochte. Jeden Augenblick war die Katastrophe zu erwarten, das lag klar zutage. Und nur dann war für uns eine Rettung möglich, wenn es gelang, durch die Brandung hindurch das Seil der Hosenboje, die ich mitführte, nach dem gar nicht so fernen Ufer zu bringen, wo Menschen genug zur Hilfe bereitstanden.

Von Land konnte uns keine Hilfe kommen, das begriff ich sofort. Jegdewelche Rettungsapparate befaß man dort nicht, sonst hätte man schon während der Nacht davon Gebrauch gemacht.

Also nur die Brandung zwischen der äußeren und der dahinter liegenden inneren Klippenreihe galt es zu überwinden, dann waren wir gerettet. Zwischen der zweiten Barre und dem Strand befand sich ein Stück durch die Felsen vor dem Sturm geschützte, fast ruhige See, die sich verhältnismäßig leicht nehmen ließ. Nur die Brandung also — die Brandung! Aber bei diesem Sturm war das — sicherer Tod.

Verzweifelt blickte ich zu dem finster auf die tosenden wogenden starrenden ersten Offizier hinüber und kratzte mir den Kopf, könnte ich mir dort einen rettenden Gedanken ausgraben.

Ein Teil der Mannschaft hatte sich um uns gedrängt. Ich genug sahen auch die Leute, wie die Sache stand und schwiegen finster. Schwiegen auch dann noch, als ich ihnen die einzige Möglichkeit der Rettung schreiend klarlegte. Niemand schien das Wagnis unternehmen zu wollen. Und mich — hielt der Gedanke an meine Frau fest, wie mit Ketten. Selbst Casar, mein Landsknecht, schien sich nicht wohl in seiner Haut zu fühlen. Die drängte er sich an mich heran und knurrte ärgerlich.

Nun hatte ich einen Matrosen an Bord, dessen schweigames finstres Wesen jede Kameradschaft mit den anderen tollkühnen wilden Jungen ausschloß. Einen Mann, der sich in allen urchigen Meeren der Erde umhergetrieben hatte und so mancherlei erlebt haben mochte. Einen Menschen, der eifern mehr als ich Pflicht tat, stets da unaufgefordert zugriff, wo sich die Arbeit am schwersten anließ, nie Anlaß zur Klage gab, dem aber doch die Leute samt und sonders aus dem Wege gingen, als ruhe auf ihm ein Blutbann. Auch mir war der Mensch nie so recht sympathisch gewesen. Aber in jener Stunde der Todesnot habe ich gelernt, daß man die Eigenart eines jeden Menschen so wunderbar sie immerhin anmuten mag, achten und sich niemals von ersten Eindrücken, dummen Gefühlsstimmen leiten lassen soll.

Dieser Mann nun — er hieß Johnson — trat, nachdem er lange die Klippen, die See und den Strand gemustert hatte, plötzlich an mich heran und schrie mir ins Ohr:

„Lassen Sie die Boje klarmachen, Rapt'n, ich werde sie an Land bringen!“

Verblüfft fuhr ich auf. Gerade dieser Mensch erbot sich an dem Wagemut, wollte den fast sicheren Tod auf sich nehmen, dieser, den niemand liebte, dem jeder aus dem Wege ging, um dem ich diese Tat am allerwenigsten zugetraut hätte? — In meiner Seele begann es seltsam zu glühen.

Verwirrt padte ich seine Schulter und flötete:

„Du — du willst — durch diese See — allein ...?“

Der Sturm riß mir die Worte vom Munde weg. Aber ich mußte mich doch verstanden haben, denn grob schrie er zurück: „Na einer muß es doch riskieren sonst seid ihr alle des Teufels! — die da“, — ein verächtliches Lächeln spielte um seine Lippen, als er nun auf die Matrosen wies — „die da machen nichts! Also gehe ich. Allein kann ich aber die See nicht zwingen. Den da müssen Sie mir mitgeben!“

Dabei deutete er auf Casar, der wahrhaftig zu verstehen schien, um was es sich handelte. Langsam näherte er sich Johnson, richtete sich auf und legte diesem die Foten auf die Schultern.

Lebhaft klopfte und streichelte Johnson den Kopf des Hundes. Dann begann er sofort mit den Vorbereitungen zu seiner Fahrt.

Nachdem er sich schnell aller hindernden Kleidungsstücke entledigt hatte, knüpfte er zwei dünne Leinen an die Trosse der Hosenboje, von denen er die eine sich, die andere dem Hund fest um den Leib schnürte. Hierauf instruierte er zwei Matrosen darüber, wie sie die Leinen zu halten und nachzulassen hätten. Er trat dann mit dem Hund an die Reling und blickte finster und gespannt auf die heranroffenden, brausenden und schäumenden Wogen. — Alles, was sich von Lebewesen an Bord befand, drängte herzu, klammerte sich fest, schaute gespannt und hoffnungsfreudig Johnsons Begehnen zu.

Und nun wälzte sich eine riesige, schaumgekrönte Woge heran in der Richtung auf die Klippen zu. Johnson aufrichtete die Leine an der Leine durch einen schrillen Schrei, packte das Halsband des Hundes und sprang mit ihm über Bord.

Atemlos, mit zum Reißenden gespannten Nerven und laut schlagenden Pulsen beobachteten wir den furchtbaren Kampf, der jetzt vor unseren Augen begann, und in den helfend einzugreifen für uns gänzlich unmöglich war.

Johnson galt an Bord für riesenstark und außergewöhnlich gewandt. Wenn einer, so schien er für das gefährliche Unternehmen wie geschaffen. Aber selbst seine Riesenkraft versagte hier. Von den tollen Wassern hin und her geschleudert, hoch emporgerissen, verschlungen, tanzten die beiden wie zwei Störche auf der See umher und näherten sich mit jeder Sekunde mehr den

lichen Klippen, an welchen sie zerfchellen mußten. Wir ver-
 en bald jede Hoffnung. Jetzt waren sie heran. Die an den Fel-
 überköpfende, wild zurückrasende See packte die beiden kühnen
 Schwimmer wie mit Löwenkrallen, riß sie zurück, überflutete sie.
 Uns stockte der Herzschlag. Mit weit vorgebeugtem Oberkörper,

Regierbild.



Wo ist mein Affe?

die beiden für immer versunken. — Da! Plötzlich hob sich
 Arm aus dem Gischt, dem Schaum, dann ein Kopf — etwas
 davon ein dunkles Fell — zappelnde Glieder. Und das
 riß jetzt ein donnernder Wasserberg himmelan und landete
 im nächsten Augenblick hoch auf den Felsen.

Johnson hielt mit der linken Hand das Fell des Hundes
 und traktete sich mit der rechten an das Gestein. — Die
 nachwachsende See straffte seine Muskeln zum Reißten, drohte
 die Arme aus den Gelenken zu drehen. Aber er hielt aus.
 Die Woge glitt machtlos zurück. Noch einige Sekunden ver-
 arrieten die beiden regungslos. Dann krochen sie hastig die Fel-
 sen höher hinan und waren bald aus dem Bereich der Wellen.

Ein wahrhaft satanisches Geheul brach bei diesem Anblick an
 Bord aus. Und ich glaube, wenn die das Ded segenden Seen
 nicht einen gewaltigen Respekt eingeflößt hätten, so wären Mann-
 schaft und Passagiere in einem wahninnigen Indianertanz umher-
 wirbelt. Hoch droben auf den Klippen stand Johnson neben
 sich schüttelnden Hunde, zog die Leinen an und machte sie
 Dann schwenkte er den Arm gegen uns, hierauf zu den am
 umherlaufenden, aufgeregten schreienden und winkenden
 Leuten und war im nächsten Augenblick mit Cäsar, der ihn
 nachfolgte, hinter den Klippen verschwunden. Das letzte,
 bemerkbare Stück seiner Fahrt begann.

Bald sahen wir denn auch die Köpfe der beiden Schwimmer
 dem ruhigen Teil der See auftauchen, langsam, aber stetig dem
 Ufer zustreben, und ein heißes Glücks- und Dankbarkeitsgefühl
 in unsere Herzen auslösend. — Aber, was war das?

Johnsons Bewegungen wurden plötzlich unsicher. Entsetzt
 sah wir ihn matter und matter ausgreifen, dann einige krampf-
 hafte Bewegungen machen, endlich wie einen Stein wegsinken.
 Unser Herzschlag setzte aus. Atemlos vor Erregung beob-
 achteten wir den entsetzlichen Vorgang.

Aber als Minute auf Minute verging, ohne daß Johnson
 wieder zum Vorschein kam, und nun auch Cäsar, der so lange die
 Unglücksstelle umkreist hatte, nach den Klippen zurückzuschwimmen
 begann, da brach eine namenlose Verzweiflung an Bord los. Sie
 beschreiben vermag ich nicht. Lag doch unsere letzte Hoffnung
 in Trümmern — wir waren verloren!

Sieben, acht Leute hatten sich nach dem Wegsinken Johnsons
 am Ufer aus in die See geworfen und schwammen der ominösen
 Stelle zu. Auch schien man fortgesetzt den Hund zu rufen, zu
 suchen. Und, sei es nun, daß Cäsar darauf reagierte, sei es, daß
 die Rückkehr zu uns doch bedenklich erschien, oder lenkte eine
 höhere Macht seinen Willen — genug, plötzlich wandte er um
 und hastete dem Ufer zu.

Wie uns zumute war? — Ich weiß es nicht! Hunderte von
 Menschen stürzten dem Hunde entgegen, packten ihn, zogen ihn an
 das Land, holten die Leinen an und zogen die Trösse der Boje ein.
 Mit den Leinen wurde auch der Körper des armen Johnson
 an das Ufer gebracht. Er war tot. Sein Leben hatte er dahin-
 gegeben, um das unsere zu retten. Möge ihm die Erde leicht sein!
 Nach einer Stunde etwa holte man den letzten der Schiff-
 brüchigen — mich — in der Hosenboje von Bord. Es war hohe
 Zeit. Die See schien wirklich nur auf meine Rettung gewartet
 zu haben, um der armen 'Henny' den Rest zu geben.
 Unter Tränen sah ich sie bersten — versinken ...

Die Leute an Land nahmen uns freundlich auf, versahen uns

reichlich mit allen Lebensbedürfnissen, und in dem freundlichen
 Fischerdorf vergaßen wir bald unsere ausgestandene Angst und Not.

An Bord, als Passagier, hatte sich ein amerikanischer Multi-
 millionär befunden. Der ließ den armen Johnson mit wahrhaft
 fürstlicher Pracht beerdigen und setzte fünfzehnhundert Dollar für
 das Denkmal aus, das du heute auf dem Grabe nahe der Un-
 glücksstätte sehen kannst.

Mir aber wurden fünfundzwanzigtausend Dollar überwiesen
 mit der Bestimmung, den rettenden Hund, den ich um keinen
 Preis hergab, von den Zinsen aus allen Kräften zu pflegen und
 alles nur Denkbare zu seinem Wohlbefinden anzuschaffen.

Nach Cäsars Tod sollte ihm ein Denkmal im Werte von fünf-
 zehnhundert Dollar errichtet, der Rest des Geldes zur Aussteuer
 für das erste Mädchen, welches meine Frau mir schenken würde,
 verwandt werden. — Meine kleine Lotte wird mal ein reiches
 Mädchen. Cäsar lebt noch und ich pflege ihn nach Vorschrift!

Boigt schwieg und streichelte zärtlich und nachdenklich den
 Kopf seines Hundes.

Geistesgegenwart.

Peter der Große, der allbekannte Russenkaiser, besuchte einst
 auf einer seiner Reisen ein Kloster im mittleren Teile
 seines Reiches und speiste, auf die Einladung des Abtes, mit
 seinen Reisebegleitern in demselben zu Mittag. — Der Mönch,
 welchem die Bedienung der vornehmen Gäste bei Tische oblag,
 hatte dabei das Unglück, daß, als er ein Präsentierbrett mit
 Gläsern über den Kopf des Herrschers hinweg auf die Tafel
 setzen wollte, eins der Gläser vom Brette herunter und gerade
 auf den Schädel des hohen Herrn fiel, wo es zerbrach und
 dessen Angesicht und Uniform mit seinem Inhalte übergoss.

Peter war sehr jähzornigen Charakters und nun durch diesen
 fatalen Unfall aufs höchste gereizt, griff er sofort nach seinem
 dicken Rohrstock, welcher stets, wo er auch sitzen mochte, neben
 seinem Sessel lehnte, und wollte damit den ungeschickten Kloster-
 bruder derb abstrafen.

Dieser aber suchte, schnell gefaßt, durch folgende, ihm von
 der Angst eingegebene Rede sich zu helfen und den gewichtigen
 Stod des Zaren zur Untätigkeit zu bringen: „Nicht tropfenweise,
 wie dieser Wein,“ rief er salbungsvoll, „sondern in Strömen er-
 gieße sich die Gnade Gottes über dein Haupt, großmächtiger Zar!
 Wie dieses Glas, so mögen alle deine Feinde an dir zerfchellen!“

Schnell durch diese Geistesgegenwart besänftigt, stand der
 Zar nicht nur von der beabsichtigten Durchbläuung ab, sondern
 dankte auch dem resoluten Mönch freundlich für seinen Segens-
 spruch; ja er verlieh ihm sogar die vakante Abtsstelle eines
 benachbarten Klosters. I.

Beim Abendläten.

Spazieren ging ich jüngst einmal,
 Und zwar so ganz allein,
 Beschützt von dichtem Blätterdach
 In grünem Dämmerchein. —

Es küßte mich zuweilen heiß
 Ein feder Sonnenstrahl,
 Der sich mit Kühnheit und Geschick
 Durch das Gezweige stahl.

Sonst tiefer Friede ringsumher,
 Von fern ein süßer Klang,
 Es schmeichelte sich mir ins Ohr
 Bei meinem Abendgang.

Das Feierabendläten war's,
 Undächtigt blieb ich stehn,
 Denn alles fand ich um mich her
 So stimmungsvoU und schön.

Dann, eh ich mir es recht versahn,
 War ich nicht mehr allein,
 Die holdeste Begleiterin
 Fand flink sich bei mir ein.

In ihrer anmutvollen Art
 Tat sie mir vieles kund,
 Von denkbar Schönem plauderte
 Mir vor ihr süßer Mund. . . .

Was sie mir alles anvertraut
 Stets, wenn sie zu mir spricht,
 Ist meist so märchenhaft und schön,
 Ein sinniges Gedicht. —

Zu raten, wie die Holde heißt,
 Macht sicher niemand Müß,
 Sie, die so innig mir vertraut,
 Es ist die — Poesie.

Martha Grundmann.

Unsere Bilder

Mariastein im Unterinntal. In einer guten halben Stunde erreicht
 man von Kirchbühl die ungefähr zweieinhalb Stunden südwestlich von
 Kufstein auf dem Mittelgebirge am Ausgang des Angerberges gelegene
 Wallfahrt Mariastein. Ober dem etwa dreißig verstreute, aber stattliche
 Bauernhöfe umfassenden Dörfchen Mariastein steht auf einem steil ab-
 fallenden Felsen das alte Schloß gleichen Namens. Der stolz emporragende
 steile Turm gibt dem Schloß ein imposantes Aussehen. Nach den Über-
 lieferungen bestand das ursprünglich nur den Namen „Stein“ tragende
 Schloß schon im Jahre 1363 und war damals im Besitze der Freundsberg.
 Das Schloß wechselte vielfach seine Besitzer, bis es 1587 durch Kauf an
 Karl Schurf, „Freiherrn auf Mariastein“, überging. Nach dem Erlöschen der
 tirolischen Linie dieser Familie (1688) erschienen abermals wechselnde Be-

süher, bis endlich durch Bestimmung des letzten von ihnen, Paris von Aloy, 1834 das Schloß samt Wallfahrtskirche, die es in den Mauern seines Turmes umschließt, in unbedrängten Besitz und Verwaltung der Kirche überging.

Abendglocken. Gleich dem um einige Jahre älteren „Maler des Chiemsees“, Professor Karl Raupp, hat auch Professor Joseph Wopfner, übrigens gleich jenem ein Pilotenschüler, seine Motive mit Vorliebe dem „Bairischen Meer“ und dem Leben der Fischer und Bauern an dessen Ufern entnommen. So erinnert sein schönes Gemälde „Abendglocken“ — Benediktinerinnen fahren heim zu ihrem stillen Kloster auf der Insel Frauenwörth im Chiemsee beim Aveläuten — in seiner landschaftlichen Stimmung sowohl wie im rein Stofflichen lebhaft an ähnliche Gemälde Raupps. Der Abendfriede kann nicht gut feierlicher im Bilde wiedergegeben werden als in diesen Ave-Maria-Bildern Wopfners und Raupps.

Ein über tausend Jahre alter Drachenbaum. Unser Bild zeigt einen Drachenbaum auf Las Palmas, dessen Alter man auf bedeutend mehr als tausend Jahre schätzt. Er ist 22½ m hoch, hat 1 m über der Wurzel 15 m Umfang. Der Baum wächst sehr langsam. Sein Alter schätzt man aus den andern Bäumen ab. Schon von den Guanachen wurde der Drachenbaum als heilig verehrt. Der aus dem Stamm ausfließende Saft liefert das Drachenblut, ein dunkelrotes, undurchsichtiges, sprödes Harz. Dasselbe wird zu verschiedenen chemischen Produkten verwendet.

Das Trufsdenkmal auf der Mainzer Zitadelle. Auf der Mainzer Zitadelle wurde ein Denkmal freigelegt, eines der besterhaltenen römischen Bauwerke in Deutschland; der 21 Meter hohe Turm soll angeblich ein Denkmal für den Feldherrn Trusus darstellen.

Erzherzog Friedrich von Österreich ist an Stelle des so jäh aus dem Leben gerissenen Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand zum Generalinspekteur der österreichisch-ungarischen Armee ausersehen. In seinen Adern rollt das Blut eines Helden: er ist der Enkel eines der bedeutendsten Feldherren aus neuerer Zeit, des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern (1771—1847). Erzherzog Friedrich, der seit 1878 mit der Prinzessin Isabella von Croÿ vermählt ist, steht gegenwärtig im 58. Lebensjahr; er war bisher Oberkommandant der Landwehr und Armeinspekteur.

Ein Klaus-Groth-Museum ist neulich in Heide (Holstein), dem Geburtsort des plattdeutschen Dichters, eingeweiht worden. Sein Vaterhaus, das abgerissen werden sollte, wurde von der Stadt angekauft, renoviert und eingerichtet. Eine noch in Heide lebende Halbschwester des Dichters konnte genaue Anweisungen geben, wie es früher, zu des Dichters Lebzeiten, im Hause ausah, und so konnte etwas Rechtes geschaffen werden. Groths Werke, viele seiner Schriften, seine vollständige Bibliothek und manches, was mit ihm in Berührung gestanden hat, konnten in dem Häuschen untergebracht und dadurch der Charakter eines Groth-Museums gewahrt werden.



Aus der guten, alten Zeit.
Hauptmann, zum Kampf aufbrechend: „Eindemwirtin — heut wird's ernst — wer weiß, ob wir uns lebend wiedersehen; auf alle Fall' brate Se mir 'n schönen Godel zum Mittagessen.“

Euere Majestät noch Sorge tragen.“ Der König schaute zu den Fenstern hinauf und sagte dann lächelnd: „Ihr seid ein gar kluger und getreuer Mann.“ Der Herr Bischof kann sich gratulieren, ein so vortreffliches Vertrauen an seiner Stelle geschickt zu haben. Das Schloß bleibe darum ob Eurer Schlaueit von meinen Kriegstruppen verschont!“

Gemeinnütziges

Bei Wärme und Trockenheit im Zimmer gibt ein nasser Schwamm mehr Wasserdunst an die Zimmerluft ab als ein volles Wasserbeden.

Gartenarbeit im September. Im September schon verursacht die Ernte sehr viel Arbeit, da das gesamte Sommerobst zur Reife gelangt. Für die Ernte ist das im vorigen Monat Gesagte beherzigen. Nach der Ernte ist das Verjüngen erschöpfter Bäume sehr zu empfehlen. Stacheln und Kernobst kann ausgefäst werden. Vorbereitung des Bodens für Neupflanzungen, Umpflanzen und Locherausweiden ist in Angriff zu nehmen. Ende des Monats sind die Bäume zum Schutz gegen Frostspanner mit Klebegürteln zu versehen. öfters Nachsehen und Erneuern derselben ist notwendig. In den Gemüsebeeten erntet man Bohnen, Kartoffeln, Gurken, Zwiebeln, Tomaten, Samen Gurken usw. Zu Ende des Monats muß das alte Spargelkraut geschnitten und verbrannt werden. Das Brennholz ist notwendig zur Vertilgung der darin sich aufhaltenden schädlichen Insekten. Neue Spargelbeete müssen jetzt angelegt werden. Spinat, Feldsalat, Karotten, Petersilie können schon zum nächsten Jahr gesät werden. Wurzelgewächse können herausgenommen werden, doch ist ein frühes Einbringen in den Keller nicht zu empfehlen. Sellerie bleibt aber noch im ganzen Oktober draußen, ebenso Knoblauch. In den Blumenbeeten werden die Erntearbeiten vorbereitet und ausgeführt. Beete, welche leer geworden, sind mit Kompost zu bepflanzen. Spätblühende Staudengewächse können geteilt und neu gepflanzt werden. Der reife Samen ist zu sammeln. Topfpflanzen, welche im Sommer ausgepflanzt wurden, müssen nun wieder eingetopft werden. Der Rasen ist weiterhin sorgfältig zu pflegen.

Regeln für Bienenzucht. Bodenbreiter müssen auf doppelte, mit wasserhaltigem Material ausgefüllte Unterlage gestellt werden. Der Erdboden abzudecken; es wäre sehr gut, wenn Betonboden oder hohlgelegter Bretterboden die Unterlage bildeten. Auf feuchtem Untergrund oder Boden mit hochansteigendem Grundwasser sollte kein Bienenhaus zu stehen kommen. Erde vor der Flugöffnung ist durch Drainage immer trocken zu halten.

Allerlei

Aus einem Vortrag. Während ist die Sorge der Suabelistrafen für ihre Kinder; sie lassen diese nie aus den Augen und tragen sie deshalb stets in einem Korbe auf dem Rücken.

Ein Milderungsgrund. Verteidiger: „Es ist ja richtig, daß mein Klient den Kläger einen Hammel genannt hat; er macht aber zu seiner Entschuldigung mit Recht geltend, daß er sich als Vegetarier in der Tierwelt nicht recht auskennt.“

Hindernis. Dame (zu dem alten Diener ihres Bruders): „Sie zeigen sich wenig besorgt um Ihren Herrn, Johann! Ich hatte Ihnen doch gesagt, Sie sollten darauf achten, daß er nicht mehr so viel Kognak trinke.“ — Diener (achselzuckend): „Gnädige Frau, die Flasche ist immer schnell leer, dafür Sorge ich — aber der Arzt hat mir jetzt auch den Kognak verboten!“

Eine Erinnerung an Gustav Adolf von Schweden. Es war zu Aschaffenburg. König Gustav Adolf hielt hier mit seinen siegreichen Scharen seinen Einzug. Man machte vor dem Schlosse des Bischofs von Mainz Halt, und der König betrachtete mit unerbittlicher Bewunderung den ebenso stattlichen als auch schönen Bau. Der Bischof war geflüchtet; ein Kapuziner stand am Schloßtor und machte dem König seine Reverenz. „Wahrlich, ein stattliches Schloß“, sagte der König zu ihm. „Wenn es Käder gehabt hätte, so würde ich es mit nach Schweden genommen haben. Aber da dies nun nicht der Fall ist, soll es hier im Lande bleiben; ich will es aber meinen Soldaten schenken, denn wenn der eigene Herr des Schlosses, der Herr Bischof, sein schönes Besitztum verläßt und es dem Feinde preisgibt, warum soll ich es dann schonen.“ Der Kapuziner aber erwiderte dem König unerschrockenen Herzens: „Majestät wollen in Gnaden geruhen, das Schloß hat viele Käder.“ — „Was“, rief der König erstaunt, „beweist mir doch das.“ — „Bitte, Majestät“, sagte bescheiden der Kapuzinerpater, „das Wappen unseres Bischofs führt auch ein Rad in seinem Felde. Und wenn Euere Majestät zu den Fenstern des Palastes hinaufblicken wollen, so ist es deutlich zu sehen, daß fast jedes davon mit dem bischöflichen Wappen geschmückt ist. Die Käder wären also vorhanden, nur für die nötige Bepannung müssen

Rätsel

Ein K und eine Stadt in Afrika: Gleich liegt ein Buch des Islam da.

W. Spangenberg.

Logoarithm.
Mit R lach' es im Körper dein,
Mit H dient es zum Schneiden,
Mit Z wird es zum Bügelein,
Mit L soll's Böses meiden.
Julius Fald

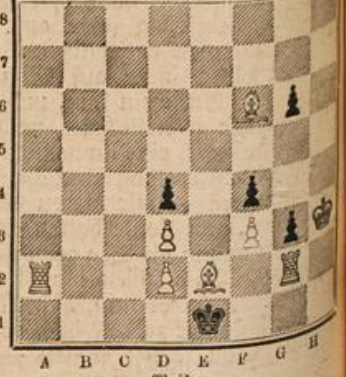
Silbenrätsel.

am, bo, dro, gab, got, ka, kal, la, la, les, mi, nen, o, pi, po, ram, ses, stok, su, tes, the, ur.

Aus vorklebsenden Silben sind acht Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine europäische Republik und deren Hauptstadt nennen. — Die Wörter bezeichnen: 1) Trübsal, 2) Afrikanisches Tier, 3) Ägyptischer König, 4) Athetischer Staatsmann, 5) Weiblichen Vornamen, 6) Stadt in Böhmen, 7) Vantuvoll, 8) Nitronische Inselgruppe.
W. Spangenberg.

Auslösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 113
Von O. Fleckner in Würzburg-Schwarz.



Weiße.
Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:
Des Diktionsartenrätsels: Elektrotechniker. — Des Homonymus: Junge, Der Komparations-Aufgabe: 1) dicht, Dichter. 2) Tal, Faler. 3) Dul, Döler. 4) Hamm, Hammer. 5) fing, Finger. 6) Schill, Schiller. 7) Kohl, Kohler. 8) Keller. 9) frei, Freier. 10) Schlacht, Schlächter.

Alle Rechte vorbehalten.
Scherzhaftige Redaction von Carl Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.